BIBLIOTHECA ROB. SCHOLTZII
Loc.
Nr 1371

Opp. 654 w
(9

<36616470510012
<36616470510012
Bayer. Staatsbibliothek

A. II. d. 141.

Friedrich Freyh. von der Trenck

sämmtliche

Schriften.

Neunter Band.

Non relata sed probata refero.

Strasburg 1791.

A/49/860

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Weil ich wegen Entfernung des Druckortes die Correctur nicht selbst machen konnte, so sind einige wichtige Druckfehler stehen geblieben, die ein scharfsichtiger Leser mit denen Umständen und Hindernissen meiner Lage gütigst entschuldigen wird.

Inhalt.

Die französische Revolution, als Augenzeuge.

Die Halsbandgeschichte, so wie sie wahrhaft aus Originalstücken erwiesen ist.

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Meine Anmerkungen
und
Meinung über alle Arten
von
Staatsrevolutionen.

Wer in dieser allerwichtigsten Sache sein Privaturtheil fällen soll, der muß alle alte und neue Geschichten kennen, auch ohne Vorurtheil gelesen haben. Er muß zugleich alle Länder Europens, ihre Verfassung, Gesätze, National-Karakter, politische auch innere Lage und Verhältniße, Schwäche,

auch Mängel gründlich nachzugrübeln, Willen, Gelegenheit und Fähigkeit besitzen, auch richtig zu verbinden, und zu schliessen wissen. Er muß auch die Menschenart, ihre Lieblingsneigungen und ihre Oberkeiten persönlich kennen. Dann ist ein solcher Mann erst fähig seine Meinung in solcher Gestalt vorzutragen, daß er keinem Staate gefährlich scheinen kann.

Vor dem fürchterlichen asiatischen Despotismus bebt ohnedem jeder ehrliche Mann, und Menschenfreund zurück, und wer diesen vertheidigen will, der ist sicher ein Schelm, welcher Privatabsichten hat, um einem Tyrannen Opfer zu bringen. Wir Europäer lachen, wenn wir lesen, daß im dummen Afrika die Herren ihre Sklaven, und diese ihre Herrn an europäische Menschenhändler in die erschrecklichste Sklaverey verkaufen. Wir seufzen aber auch nicht, wenn ein deutscher Reichsfürst seine deutschen Reichsunterthanen einer fremden Macht verkauft, um die Amerikaner zu Sklaven zu machen, und sich für jeden Kopf, der nicht schul-

dig

dig ist, für fremde Händel seine Haut zu Markte zu bringen, 40 Guinée bezahlen läßt. Noch weniger beunruhigt uns die Polnische noch Churländische Leibeigenschaft, wo jeder Edelmann auch Sultan in seinem Dorfe ist, und seine Sklaven wie das Mastvieh verkaufen kann.

In solchen Ländern, wo die Obergewalt mißbraucht wird, folgt die Revolution ohnfehlbar bey der mindesten Aufklärung, oder wenn die Bedrückung den Grad erreicht hat, in welchem der Mensch sich fühlen muß, und wo er alles wagt, weil er nichts mehr zu verlieren hat.

Frankreich war wirklich in eine solche Lage gerathen. Nicht eigentlich durch den orientalischen, sondern vielmehr durch den Ministerial-Despotismus, durch Nachläßigkeit und Verschwendung seiner Monarchen, durch den übertriebenen Luxus seiner Grossen, und durch versäumte Grundsätze die Glieder einer so ungeheuern Volksmenge im Gleichgewichte, und in wechselseitig ver-

brüderter Beschäftigung zu erhalten. Ein zur Fröhlichkeit geartetes Volk suchte Wohlleben, der Arglistige fand Wege zur Unterdrückung, und der arbeitende Stand schmachtete schutz- und hülflos im unheilbarsten Elende.

Hier war nun die Revolution eine nothwendige Folge versäumter Pflichten derer, die für Volksglück wachen sollen. Sie brach aus: und sie konnte nicht fehl schlagen, weil der große Volkshaufen beleidigt war, und weil dieses aufgeklärte Volk ihre Büttel einmal kennt, auch ihr Nationalstolz zur Empörung gereizt, oder vielmehr durch Mißbrauch der Obergewalt gezwungen wurde.

In Ländern hingegen, wo das Volk geschützt, und nur der Adel Ursache hat mißvergnügt zu seyn, da ist keine andere Revolution zu fürchten, als die, welche mit wenig Opfer derselben ganz herabsetzt, und hiedurch den Monarchen zum Despoten macht. Da aber, wo Unwissenheit und Trägheit herrscht,

hat

hat der Pri ster sicher das Obergewicht. Dieser nährt Laster und Dummheit, folglich wird das Volk eigensinnig und heimtückisch. Der Pfaff lenkt die Neigungen und Herzen nach seiner Willkühr. Hieraus entsteht eine spanische Monarchie, wo der König im Joche der Kirche selbst ein Sklave ist: wo er selbst ohne ihre Beyhilfe keine gute Gesätze machen: keine Bürgertugend befördern kann. In solchen Staaten ist keine Revolution möglich, weil der Priester in der Ohrenbeicht alle Geheimnisse entdeckt. Da nun der Monarch mit ihm verstanden seyn muß, so ist jeder Anschlag auch gleich entdeckt, und in seiner Geburt erstickt.

In Brabant sehen wir den klaren Beweis davon. Der Monarch glaubte diese Priesterschaft entbehren zu können, um seine Absichten auszuführen. Und sie thaten das, was alle Priester aller Religionen sicher thun, wo man ihre Herrsch- und Habsucht schwächen will. Dann ist Gott in seinem Gesalbten beleidigt: dann weht die Blutfahne für den wahren Glauben, dann erwirgt

ein Bruder den andern zur Ehre Gottes nach dem Willen seiner Priester. Und dann hat der Monarch keine Unterthanen, der Staat aber keine Bürger.

Wehe aber unsern deutschen Reichsunterthanen, falls unruhige Köpfe Unzufriedenheit sichten, und französische Revolution predigen wollten. Die Staaten sind zu klein, um sich in Republiken zu verwandeln, und ihre Nachbarn sind zu mächtig, um nicht verschlungen zu werden. Die Schweitzer befanden sich in einer solchen Lage, daß sie sich selbst beschützen können, und ein republikanischer Geist gewann Zeit sich auszubilden, und Wurzel zu fassen, ehe ein benachbarter Monarch Kräfte und Gelegenheit finden konnte, sie zu unterjochen. In Holland wirkten beynahe eben die Ursachen, um eine Verbrüderung zusammenzuketten, welche die vereinigten Provinzen reich und glücklich machte. Man hat aber vor zwey Jahren gesehen, wie die Eintracht zerrüttet werden, wie die so hochgepriesene Freyheit allgemach die Souverainität ein-

schleichen lassen kann, und wie enthusiastische Patrioten unterliegen müssen, wenn sie zur Unzeit unruhig, oder von mächtigen Völkern betrogen werden, deren Schutz sie bedörfen.

In denen Preußischen Staaten ist gar keine Revolution zu besorgen. Das militairische Gouvernement ist Bürge dafür. Die Gesätze sind einfach, deutlich, und dem Nationalkarakter angemessen. Für die Erziehung wacht die Polizey, Vaterlandsliebe, Tugend, Bürgerpflicht werden gelehrt. Die Ablaßnegotianten können ihren Kram nicht auspacken, um Bösewichte nach Grundsätzen zu bilden. Der Monarch ist Menschenfreund. Die Last der Steuern ist der Industrie angemessen. Verdienste und Fähigkeit seufzen nicht unter dem Ministerial-Despotismus: Und der Unterthan hat die Erlaubniß zu denken, zu lesen, auch seinen Zustand, seine Wohlfarth mit andern Völkern in Vergleichung zu stellen. Gerechtigkeit wird überall befördert, auch belohnt. . . . Hier ist demnach kein Partheygeist, kein allgemeines

Miß=

Mißvergnügen zu fürchten. Und die Staatsmaschine ruht auf solchen Triebfedern, die alle gemeinschaftlich für die Zufriedenheit aller Stände wirken.

Kurland ist der Staat, welcher am ersten eine Hauptrevolution zu fürchten hat. Und diese ist gewiß nicht weit entfernt. Wer sich hiervon überzeugen will, der lese meine Abhandlung von der Nationaltapferkeit, im 4. Bande meiner bekannten Schriften. Uebrigens ist hier die Gefahr größer als irgendwo, weil die beyden letzten Revolutionen glückten, und folglich das Vorbild sein Glück zu machen den Unternehmer reitzt.

Von Ungarn allein will ich noch dieses anmerken. Diese Nation war roh, so oft von Türken unterjocht, von seinen Monarchen vernachläßigt, hatten bey allgemeiner Armuth so wenig zu verlieren, daß sie sich bey jeder Gegelenheit empörten.

Die Geschichte zeiget uns, wie nachtheilig diese Rebellionen allezeit gegen ihre Anstifter und Theilnehmer ausschlugen. Ungarn hat keine Lage zur republikanischen Verwaltung, und wäre ohne der deutschen Hilfe schon lange eine türkische Provinz. Da nun dieses orientalische Joch wirklich das unerträglichste ist: so wird jeder aufgeklärte Ungar gewiß mit mir einstimmig den Tag segnen, wo sich ihre Vorfahrer aus dem Hause Oesterreich ihre Könige wählten.

Unter Theresens Regierung bildete sich diese Nation, welche wirklich wegen ihren Nationaltugenden, und Tapferkeit ehrwürdig ist. Sie half mit ohntadelhafter Treue und Standhaftigkeit ihren Thron befestigen. Wurde aber auch dabey aufgeklärter und reicher, wohnte sicher in ihren Hütten, und gewöhnte die Bruderliebe für die Deutschen, mit denen sie für beyderseitigen Wohlstand verbunden ist.

Der Kaiser Joseph beglückte sie mit der Toleranz, und wollte weiter gehen, um auch Industrie, und Wetteifer in Bürgerpflichten anzufächeln. Er reitzte aber etwas unvorsichtig den Nationalstolz . . . Und alles gerieth in Gährung, weil der Ungar sogar seine Muttersprache verwerfen, und seiner Väter Lieblingssitten, Neigungen und Gesäze auf einmal verachten, und verwerfen sollte.

Was würde der Deutsche, der Franzose, und jedes Volk thun, welches man auf der schwächsten Seite auf diesem Wege angreifen wollte? Es ist wahr, der Deutsche lernte begierig die französische Sprache, weil sie allgemach Mode wurde, und ihn die Neuerung gefiel. Hätte aber Oesterreichs Monarch auf einmal befohlen, daß niemand im ganzem Reiche eine Ehrenstelle noch Amt erhalten sollte, der nicht Französisch könne, auch daß die Muttersprache nicht einmal mehr in denen Gerichtsstellen gelten solle, so würden wir gewiß weniger Geduld als die Ungarn in diesem Falle gezeigt haben. Welcher

cher Britten König wird seine Unterthanen zwingen können, daß sie Hannöverisch Deutsch im Parlamente sprechen sollten? Und was thäte der Franzose, wenn bey Hofe und in denen Dikasterien nur die arabische Sprache pa ordre gelernt werden müßte. Man kann also niemals vorsichtig genug seyn, wo nur Anschein da ist, daß der Nationalstolz beleidigt werden könne. Der Ungar aber, welcher ihn im höchmöglichsten Grade besitzt, der sich so lange Zeit her von Deutschen gedrängt, von deutschen wienerischen Ministern zurück gesetzt sahe: der eifersüchtig zu werden sehr oft Ursache fand, und denen Folgen längst nachgegrübelt hatte. Eben dieser sonst so leicht zum gewaltsamen Widerstande geneigte tapfere auch tollkühne Ungar, blieb aber dennoch ruhig, seufzete, murrete, ließ seine Unzufriedenheit blicken, hielt aber seine Lieblingsneigungen im Zwange, und erwartete mit Gelassenheit bessere Zeiten, wo dergleichen Entwürfe zu scheitern pflegen.

Her=

Herrliches Vorbild für andere Völker, wie rechtschaffene Staatsbürger durch Gelassenheit, und Nachgiebigkeit, ihre geglaubte Kränkung auffangen, ertragen, und abschütteln können. Dieses hießen unruhige voreilige Köpfe Niederträchtigkeit. Ich hingegen behaupte, es war Scharfsicht ihrer Landesväter, die durch Mässigung mehr erlangten, als Ragozi und Töckely mit ihren angezettelten Blutbädern erhielten. . . . . Sie sahen vor, daß beschämte Feinde dereinst vor Edeln Ungarn kriechen würden. Und daß ein Monarch, der Mensch ist, durch erhabenes Betragen guter Unterthanen endlich bewogen wird, das zu widerrufen, was ihnen Unzufriedenheit verursachen, und das wechselseitige Zutrauen mindern könnte.

Der Türkenkrieg brach heran. Hier vergaß der Ungar alles, was ihm im Einzelnen mißfallen hatte. Und dachte allein an das Vaterland, und an die gegenwärtige Gefahr. Er war denen Befehlen des Monarchen nachgiebig, grif zum Gewehr

für

für das allgemeine Beste, und zeigte, daß seine Nationaltugenden noch weder verloschen, noch befleckt sind.

Der Friede ist nun erfolgt; Und der Fürst, für den er Gut, Blut, und Leben aufopferte, wird gewiß nicht so undankbar an einem Volke handeln, welches so wichtige Dienste leisten kann, daß er durch Kränkung ihrer Privilegien, oder gewaltsame Zernichtung einiger ohnbedeutenden National-Vorurtheile, ihre Herzen vom kindlichem Vertrauen entfernen sollte. Monarchen irren eben so, wie andre Menschen. Erfahrung, Beyspiele belehren Sie: Geduld und Sanftmuth der Schwachen reißt so gar dem Wüterich das Würgschwerd aus der Faust, und giebt es dem guten Bürger ohne Gefahr, aber nicht dem Furchtsamen, noch Niederträchtigen in die Hände. Beyde drehen es gegen ihre eigne Brust, und vergrößern das Uebel — Wir haben also in unsern Tagen seltsame Dinge erlebt.

Das weichlichste, wollüstigste Volk der Erden, die Franzosen, greifen einstimmig zum Gewehr, gegen einen Monarchen, den sie anbeteten. Dieser ist just zum Glücke des Reiches ein wirklich guter Mann, gibt nach, weicht der Gewalt, ohne Widerstand: hindert hiedurch dem Ausbruche ganzer Blutströhme, und macht sich und sein Land glücklicher, als es jemals war.

Der Ungar klagte, drohte, wollte schon hin und wieder den Säbel zücken, um seine beleidigte Privilegien zu vertheidigen.... Ein Umstand ereignet sich, wo er ihn mit Ehre gegen den Erbfeind zückt. . . Er siegt, rettet sein Vaterland, schützt seinen König, den er als seinen Tyrannen ansah. Gewinnt durch edle Handlungen sein Herz, sein Vertrauen, und erhält seine so sehr geliebte Privilegien ohne Blutbad.

Beyde Völker sind belohnens- auch bewunderswürdig. Und die Schicksale beyder Monarchien gehören gewiß unter die seltsame, werden auch der Nachwelt, wo nicht

zum

zum Muster, so doch zur Beleuchtung irrdischer Entwürfe dienen, wo sehr oft aus dem alles bedrohenden Uebel, etwas wirklich Gutes für den großen Menschenhaufen erwachst, unerfahrne Fürsten hingegen in die Lehrschule gehen sollten. Ich wünsche nunmehr beyden Nationen ein dauerhaftes Glück. Sie sind zwar noch im Kampfe, der sich aber meinen Einsichten gemäß zu ihrem Vortheile lenken wird.

Hier hab ich zur rechter Zeit Geduld, in Frankreich hingegen, wo ich nur Zuschauer, nicht Mitbürger war, Standhaftigkeit und beherzten Angriff geprédigt. Beydes hat gelungen. Und ich nähere mich meinem Grabe mit der Beruhigung, daß ich überall die Pflichten eines uneigennützigen Weltbürgers erfüllt habe.

Meine Kinder werden, wenn ich nicht mehr bin, mit Ehre das Bürgerrecht in allen Staaten Europens für sie mit offenen Armen bereit finden. Mein guter Ruf hat ihr Nest gebauet. In Kurland und Spa-

nien

nien werden sie gewiß keins suchen, noch annehmen. Ob man sie auch jemals nach Ungarn rufen werde, um ihnen die mir gewaltsam entrissene Trenckische Güter in Sclavonien, und meine geraubte Schätze und Ungrische Rechte und Ansprüche wieder zu geben, zweifle ich sehr. Ob ich gleich Dank, Achtung und Bruderliebe bey einer Nation verdient hätte, deren Wohlfarth ich zu befördern wünschte, und die ich noch wirklich, trotz allen mir zugefügten Unbilden und Gleichgültigkeit, denen alten römischen Vaterlandshelden, auch unsern ehrwürdigen deutschen Bardenbrüdern an die Seite stelle. Mein Familiennamen hat gewiß Ungarns Incolat verdient: Und die Namen derer, welche Trenckische Güter besitzen, werden gewiß den Trenckischen verdienten Nachruhm nie verdunkeln. Ich wünsche ihnen guten Appetit bey meinen silbernen Schüsseln. Meine Kinder hingegen werden mit mehr Ruhe und Ehre ihre Kost in irdenen Geschirren zu verdienen wissen.

Uebrigens, da ich den Vorwitz zu befriedigen, in diesem Bande sehr viel von der französischen Revolution gesagt habe, und ohnerachtet diese eine wirklich glückliche Wendung für das Ganze dieses Reichs zu erhalten scheint: so kann doch nicht jedermann zufrieden seyn. Viele tausend Familien sind verarmt. Viele durch Panquerotte ruinirt, welche die Revolutions=Erschütterung verursachte. Eben so viele mußten ihr Vaterland fliehen, und irren jetzt in fremden Ländern herum: sehen mit Wehmuth zurück, und fluchen dem Necker und la Fayette. Dieser steht jetzt durch blossen Zufall an der Spitze der Nation. . . . Und wer weiß, wo der Dolch schon geschliffen ist, der seine Brust durchbohren soll. Der Franzose will keinen Despoten erkennen. Und was ist denn wohl Fayette an der Spitze der ganzen Nationalmiliz? Ist er nicht Dictator? und kann er nicht auch Schwächen und Leidenschaften haben, wie die sechzehn Ludwige? Man glaube nicht, daß ein Staat, welcher von tausend Köpfen regiert wird, jemals ohne Despotismus seyn werde. Jeder Mensch bestrebt Unabhängig-

 keit,

keit, und der Klügste, Arglistigste, oder Verwegneste in den Generalstaaten führt die andern bey der Nase herum; complotirt, vermehrt seinen Anhang, und wird Monarch, ohne den Titel zu führen. Eben deßwegen ist nichts schwerer, als eine gesunde von allen Mängeln gereinigte Staatsverwaltung zu entwerfen. Die Mitglieder sind alle Menschen, und Vollkommenheit gehört gar nicht zu unsrer einzelnen irrdischen Bestimmung, vielweniger für zahlreiche Gesellschaften. So lange die Menschen nur Menschen sind, bleiben auch ihre Meinungen vom wahren Glücke eben so unterschieden, als ihre Temperamente und Blutarten, welche ihre Leidenschaften regen. Jeder sieht also aus einem andern Gesichtspunkte. Freylich kann eine Verbrüderung von tausenden ausgewählten Männern mehr überlegen, als der einzige Kopf eines Sultans. Aber große Genies können auch große Verwirrungen verursachen, folglich werden alle Regierungsformen jederzeit mehr oder weniger mangelhaft seyn. Das Vornehmste, worauf ehrliche uneigennützige Männer ihr Augenmerk

merk zu richten haben, sind allezeit die Gesätze. Je einfacher, und deutlicher, je angemessener diese für die Bildung des Nationalkarakters sind, je weniger man in denselben zu bessern, zu widerrufen hat, weil die ersten Baumeister gute Menschenkenner waren, und die Sache am rechten Ende angriffen, desto dauerhaft glücklicher kann der Staat seyn, der solche Männer zu wählen auch fortzupflanzen weiß.

Uebrigens, wenn auch Frankreich wirklich glücklicher auch mächtiger wird, als es jemals war, so sind doch die nicht glücklich, die bey der Revolution ihren Wohlstand, ihr Leben verloren haben. Man kann aber keine Schlacht gewinnen ohne Blut. Die überbleibende tragen die Lorbern, die Verwundete heilen sich aus: und denen Todten ist es über 100. Jahren gleichgültig, wenn, und wie sie gestorben sind, auf dem Ehrenbette, im Hospital, auf dem Throne, oder am Galgen. Hat aber sein Leben, seine Todesart seinen Mitbürgern genützt, und ihre Wohlfarth be-

fördert, dann allein verdient er Ehrensäulen, und Thränen der Nachwelt.

Wenn gleich in Frankreich die Wunden, welche diese Revolution verursachte, noch lange bluten, weil man den Geldmangel, die Entvölkerung, die Lücken im Nahrungsstande und in denen Fabriken noch lange empfinden wird: so ist doch Hofnung da, daß die zernichtete Mißbräuche in der Clerisey, im Gouvernement, und in der Hofverschwendung alles wieder gut machen werden. Dann wenn alle Stände für gemeinschaftlichen Zweck arbeiten, so entsteht ein blühender Wohlstand aus den gegenwärtigen Ruinen. Dauerhaft ist kein Glück. Ich sage in meinen Gedichten.

Der Wechsel herrscht in allen Sachen.
Er lehrt durch Mangel den Genuß,
Durch Noth, die Lust im Ueberfluß;
Durch Schmerz und Weinen Edlen lachen.
Die Freude ist ja nicht mehr Freude,
Wenn man sie nicht für Freude hält;
Ein Uebel, das ich wirklich leide,
Wird Freude, wenn es mir gefällt.
Im Uebel selbst steckt noch ein Preiß,
Wenn man ihn nur zu finden weiß.

Oder

Oder ein anders:

Was man glaubt, nicht was man ist,
Mensch! macht, daß du glücklich bist.
Schläft nicht der Soldat in Lauben
Unter donnerden Gewehr,
Ruhiger mit seinem Glauben,
Als der Schiffer auf dem Meer?
Dieser lacht die Narren aus,
Die auf Schwanenfedern träumen:
Und schläft sanft, wenn um sein Haus
Die gethürmte Wellen schäumen.
Wird der Ochsenstall wohl minder;
Als ein prächtig Schloß gewöhnt?
Handeln wir nicht wie die Kinder,
Wenn man sie mit Blnmen krönt?
Diese glauben was man sagt:
Und wir, was wir selbst erfinden.
Bald vergnügt und bald verzagt.
So wie uns die Sinne binden.
So wie man den Spiegel wendet,
Aendert sich der Farben Licht;
So wie uns die Sonne blendet,
Scheinet sie, und ist doch nicht.
Wie die Sinne sich verwirren,
Kann die Denkungkraft auch irren.
Der Begrif wird so gemalt
Wie ihn unser Witz bestrahlt.
Wer sich selbst für glücklich hält,
Ist nur glücklich in der Welt.

Das ist der Mensch. Veränderlich sind alle Dinge, auch unsre Wünsche und Gegenstände. Der Wechsel wirbelt im Kreißlaufe der Staaten und in der Natur herum, bis das wieder da steht, was heute zernichtet wurde. Das große Ganze könnte ohne Wechsel nicht selbstbeständig seyn. Der Weltweise sieht allen Gaukelspielen der Menschenmacht gleichgültig zu, bedauert die mit Windblasen beschäftigte Thoren. Leidet mit dem Unglücklichen, den er weder trösten noch belehren kann, und lacht mit dem, der seinen Zweck erreicht zu haben glaubt. In Frankreich sah ich ohne Fernglas die donnerschwangere Wolken heranrücken, den Gesichtskreis erleuchten, und erschüttern, ohne das ich selbst bewegt wurde. In Brabant zuckte ich die Achseln, und konnte nichts vermitteln, weil ich kein accreditirter Minister bin. Und im übrigen Europa sehe ich noch Dinge vor, die man heute weder wahrscheinlich, noch möglich glaubt. Propheten fanden aber nur Glauben im alten Testamente: Und bey Zeitungsneuigkeiten bin ich ein eben so ungläubiger Thomas, als in denen

nen Geheimnissen der Kirchengebote. Die Staatskabinete bleiben nur denen dunkel, die ihr Irrlicht nie gesehen haben. Und ich schließe diese Anmerkungen mit dem redlichen Lehrsatze.

„Daß ein ehrlicher Mann niemals eine solche Gelegenheit zur Privatrache benutzen soll, wo Bürgerblut den Mächtigen zu demüthigen erfordert wird.“

Verflucht sey allezeit der, welcher Bürgerkriege anfächelt. Solche Art von Rache trift den Unschuldigen, und kränkt den wenig, der uns beleidigte. Die Großen schicken nur ihre Mietlinge in das Schlachtfeld, und sehen dem Brudermorde vom weiten gleichgültig zu. Man überlasse alle Revolutions = Giftmischerey der gefühllosen Geistlichkeit, die allein Ehre und Gewissen ihrem Privathaße aufzuopfern fähig sind. Nur ein Niederträchtiger predigt Aufruhr: nur ein Mordbrenner gießt Oel in das Feuer.

Ich hätte den Ruhm erhalten können, die Bastille zerstöhrt zu haben. Man suchte mich; und ich ließ mich nicht finden. Man vertraute mir überall Geheimniße, weil ein jeder glaubt, daß ich wegen erlittenen Ungerechtigkeiten in Souverainen Staaten, ein unversöhnlicher Feind der willkührlichen Eigenmacht bin. . . Ich blieb bey allen mir und meinen Kindern günstigen Vorfällen für mich ein kaltblütiger, für andere ein gefühlvoller Zuschauer. Will man es da nicht erkennen, wo ich Lohn verdient habe? So sterb ich doch mit der Beruhigung, daß niemand mich einer wankelmüthigen oder schlechten Handlung beschuldigen kann, und die Nachwelt bey Lesung meiner Schriften sagen wird . . . Der Trenck hat zu wenig für sich selbst gesorgt, und alle Gelegenheit vorbeystreichen lassen, wo er eine große Rolle spielen konnte. Er war aber gewiß ein bedauernswürdiger ehrlicher Mann, den man zu spät kennen lernte. . . Und dieß sey meine Rolle, auch meine Grabschrift.

Geschichte der französischen Revolution.

Ehe ich die Revolution selbst, ihren Ausbruch, Fortgang, und Folgen vortrage, muß ich vorläufig die Ursachen schildern, aus welchen sie entstehen, und nothwendig folgen mußte, dann aber erst die Hindernisse anmerken, welche gewöhnlich in dergleichen gewaltsamen Erschütterungen auch von denen klügsten und uneigennützigsten Patrioten weder alle vorgesehen, noch in den ersten Zeiten der allgemeinen Gährung können gehoben werden. Besonders bey einer Völkerschaft von 24. Millionen Menschen, die alle nur Menschen sind, die alle mehr oder weniger egoismum, mehr

oder weniger Hang zur Unabhängigkeit, oder Eigenliebe besitzen, um sich selbst über ihre Mitbürger ein erhabenes Ansehen zu verschaffen.

Dummköpfe mischen sich selten unter die Häupter einer Staatsrevolution. Und die erhabnen Seelen, die großen Genie, sind gemeiniglich auch großen Leidenschaften unterworfen, die unter dem Deckmantel der Vaterlandsliebe ihre Privatabsichten zu verbergen wissen.

Niemand hatte mehr Gelegenheit als ich, diese zu bemerken, zu prüfen, und Schritt vor Schritt nachzuspähen. Weil ich 6 Monate hindurch täglich in denen Gesellschaften der eigentlichen Aristokraten, der Hof-Parthey, und besonders im freundschaftlichen Umgange zu Versailles mit denen klügsten und entschlossensten Mitgliedern der bereits daselbst versammelten General-Staaten zubrachte. Wer eigentlich nur in der Absicht solcher Männer Gesellschaft sucht, um sich Vertrauen zu erwerben, ihre Seelenkräfte, Einsichten, Neigungen und Schwächen zu erforschen: ihre verschiedene Grund-

sätze

säße gegeneinander zu halten, und dann die Gabe zugleich besitzt, die Geheimnißvolle spre- chen zu machen, und sich bey ihnen in eine Art von Achtung zu setzen, daß man nicht als ein geheimer Kundschafter fremder Mächte, nicht als ein Partheygeist oder Verwirrungs- stifter, sondern als ein trockner ehrlicher Mann angesehen, auch anerkannt wird, der gleichgül- tig bey jeden Ausschlag der Entwürfe seyn kann, weil er in Frankreich nichts zu gewin- nen, noch zu verlieren hat. Wer so, wie ich einmal bey einer ganzen Nation den Ruf er- worben hat, daß er weder ein gefährlicher Be- obachter, noch Verräther, noch bezahlter Gift- mischer seyn kann; der sieht gewiß in das Ein- geweide ihrer Absichten, Fähigkeit, und Rath- schläge — und kann den Ausschlag am richtig- sten bestimmen.

Meine Lebensgeschichte war ein Jahr vorher von dem größten Theile der Nation, ja von Bauern und Bürgern mit der lebhaftesten Empfindung und Theilnehmung gelesen worden. Der Be- grif, den man sich von meiner Standhaftigkeit, von meiner Art zu leiden, von meinem männ-

lichen Trotze in grossen Gefahren, kurzen Entschlossenheit, geprüften Tugend, und überall deutlich genug hervorblickenden unversönlichen Haß gegen alle willkührliche Eigenmacht gemacht hatte, stellte mich denen Begriffen dieser wirklich gefühlvollen Nation als einen Mann dar, welcher ihrer Achtung vollkommen würdig schien. Ihr Nationalstolz ist nicht so hartnäckig, wie der Brittische. Der Franzos weiß auch Verdienste bey einem Fremden zu schätzen. Man glaubte sie bey mir zu finden. Mein persönliches Betragen, meine gesellschaftliche Freundlichkeit da, wo man einen von Schicksalsstürmen niedergeschlagenen mürrischen Menschenfeind zu finden glaubte. Meine natürliche Munterkeit und Leutseligkeit erweckten Bewunderung, und eine solche Art von Neigung für meinen Umgang, daß ich bald ihrer wirklichen Bruderliebe und Freundschaft überzeigt wurde, auch bey denen größten Staatsmännern nicht die mindeste Zurückhaltung in meiner Gegenwart bemerkte. Gegentheils, wenn man sich Stundenlang wegen Partikulär-Meinungen in der gegenwärtigen Lage der Staatsbedürfniße, und der gefährlichsten Entwürfe herumgezankt hatte, wobey ich

mich

mich niemals einmischte, frug man im Enthusiasmus. — Was sagen Sie dazu Trenck: Wir wissen, daß ihr Herz unsere Wohlfahrt wünscht. Sie haben Welterfahrung: Sprechen Sie mit uns, entscheiden Sie unsern Streit. Und wir wissen, daß es Ihnen nicht an Einsichten fehlt, unsere schwache Seite ist ihrer Scharfsicht aufgedeckt.

Dann fieng ich an mein Stillschweigen zu unterbrechen. Vorläufig sagte ich Ihnen. Ich hätte ihrem stundendauernden Wörterstreit mit Wehemuth zugehört. Und da beyde Partheyen ohne Grundanlage gezankt hätten, da ich nur Wörterspiele, Leidenschaft, aufbrausende Partheilichkeit bemerkt hätte, so müßte ich Ihnen frey entdecken, daß ich diesen Fehler in allen ihren Gesellschaften beobachte. Dann fieng ich auf einmal an von Frankreichs Lage gründlich zu sprechen, und beschloß mit einem treuen Rathe, der am Ende überall nicht nur applaudirt, sondern mit denen sichtbaren Merkmalen der wärmsten Empfindung, der dankbarsten Freundschaft, und des lautesten Beyfalls bey sichtbarer Ueberzeugung bestätigt wurde.

So

So gieng mirs überall bey denen Aristokraten, bey denen Ministern und Grossen des Reichs. Mein Ruf wurde ausgebreitet: und nun hatte ich keine Stunde mehr übrig, wurde also wie im Strome in denen wichtigsten Privatzusammenkünften verschlungen.

Weltbekannt ist es, daß in allen Ländern der Welt das schöne Geschlecht den größten Einfluß mehr oder weniger in allen Vorfällen behauptet, die das Gouvernement selbst, oder dessen Revolutionen betreffen. In Frankreich, in diesem Wohnsitze des verfeinerten Geschmacks, und des gesellschaftlichen Umganges. In einem Lande, wo seit vielen Jahren, und bey verschiedenen Thronfolgen entweder Maitressen oder Gemahlinen das Ruder führten; wo alle Ränke durch Weiber gespielet, und diese einen allgemeinen Einfluß auf die Wohlfarth aller Staatsbürger errungen hatten: hier sag ich, war es nothwendig, daß ich besonders auch ihren Beyfall zu gewinnen suchen mußte. Nichts war mir leichter als dieses zu bewerkstelligen.

Meine Lebensgeschichte war seit einem Jahre die Lieblingslektüre aller Boudoirs und Toiletten. Meine ohne Schminke erzählten Begebenheiten hatten die zärtlichen Herzen erschüttert, und eine Art von allgemeinen Mitleiden bewirkt, welches den Vorwitz reitzte, das Original eines solchen Abendtheuers zu kennen, auch zu prüfen.

Die Kunst dem schönen Geschlechte zu gefallen, war allezeit meine Lieblings-Beschäftigung. All mein belebtes Unglück stammet aus dieser angenehmen Quelle. Ich saß demnach in Paris überall in denen Kreisen dieser Zauberinnen als ein geliebter Mentor. Mein natürlich einnehmender Vortrag beförderte meine Absichten, und bald war ich der allgemein gesuchte graue Liebling der Nation, und der Eroberungsgegenstand der Schönen. Man hieß mich den scharmanten alten Deutschen, der noch Feuer und Neigung zeigte, eben da wieder zu stranden, wo ich so oft im Jugendfeuer das Glück des Hafens verdiente, aber allezeit durch neue Schicksalsstürme neuerdings in das Meer der Verwirrung und Trübsale ge-

schleu-

schlendert wurde. — Durch diesen Einfluß und durch gereitzte Fühlung des Mitleidens war ich nunmehr in ganz Frankreich der Gegenstand aller Unterredungen, der angenehmste Gesellschafter, der würdig gefunden wurde die schönen und vorwitzigen Damen gefühlvoll zu unterhalten. So daß es von mir abhieng, noch die brillanteste Rolle in diesem Reiche zu spielen, wann die alte Art mein Glück daselbst zu machen noch in der bereits gährenden Revolution anwendbar gewesen wäre. Es war aber eben nicht meine Hauptabsicht; und ich muß wirklich zur Ehre der Nation bekräftigen, daß damals schon ein gewisser patriotischer Enthusiasmus auch sogar die nur für Freude und Wollust gebildete, und nach den Grundsätzen des unedelsten Leichtsinns erzogene Damen beherrschte. Und daß ich wirklich mehr Solidität in Ihren Entwürfen, in ihrer ganzen Beurtheilungskraft entdeckte, als man immer im stoischen Lehrgebäude der alten Spartanerinnen erwarten konnte.

Kurz gesagt — Ich machte wirklich Epoque in Paris, und scherzend flößte ich da meine

Grund-

Grundsätze ein, wo ein trockener Vortrag Eckel oder Mißtrauen verursacht hätte.

Nun war für mich alles gewonnen, um in denen geheimsten Schlupfwinkeln der Herzen zu forschen, die eigentlich in zwey Factionen vor und wider die Obergewalt des Hofes getheilet waren. Der grosse Adel, und die vornehme Clerisey hielt es mit demselben, und aus Ursachen, die ich besser unten entdecken werde, euch die Generalität und die Regimenter Commendanten, welche gewöhnlich junge Bursche vom ersten Adel und Schwamgeschöpfe des Hofes sind, den ihre Ahnen und Verwandten im Kappzaum führen. In solchen Gesellschaften hörte ich nun nichts anders sprechen als von Verbrennung der Stadt Paris, von der Bastille für die Raisoneurs, vom nothwendigen ja sogar unvermeidlichen National-Banquerot, hauptsächlich vom Kriege, den man anfächeln mußte, um den gemeinen Mann zu beschäftigen, und als Schlachtvieh zu gebrauchen. Ich habe sogar Wetten beygewohnt, daß binnen 6 Wochen Necker am Galgen henken werde. —

Ich war allein so frey Ihnen das Gegentheil zu behaupten, ich sagte Ihnen wirklich alles im voraus, was bald hernach erfolgte. Die Köpfe aber waren von Eigenmacht, Eigenliebe, und blutigen Rachentwürfen zu sehr betäubt. — Und nun bedauern die Unterliegenden, daß Sie meinem treuen Rathe nicht folgten, und dem Mantel nach dem Winde richteten, bis die Umstände günstiger gewesen wären gewaltsame Entwürfe auszuführen. Das Volk war gegen seinen Büttel schon zu heftig aufgebracht, zuviel aufgeklärt. Adel und Geistlichkeit hatten schon im Hauptpunkte ihrer Vorrechte nachgegeben, und alle Geldauflagen bewilligt. — In ihrem Stolze und in der Beherrschung der Hofgnaden ferner durchzudringen, war unmöglich. Listige Nachgiebigkeit und Verstellung hätte in denen Generalstaaten sicher so viel erzielt, daß man ihre Personalvorzüge stillschweigend nachgesehen hatte. Und dann war es ein Geschäft der Klugheit die Larve der Demuth abzuziehen, wenn man die militarische Gewalt in Händen hat, um das Volk in das Joch zu zwingen. Mein Rath gefiel nicht bey aufbrausenden Mar-

qui-

quiren. Das Sturmlaufen war schon mit zu wenig Scharfsicht beschlossen. Die Rechnung war ohne den Wirth gemacht. Man kannte die Nation zu wenig: die Köpfe waren erhitzt. Man fiel mit der Thüre in das Haus, und Gottlob! der ganze Anschlag scheiterte zur Wohlfahrt Frankreichs.

Nach diesen vorläufigen Anmerkungen, will ich nun zuerst die wahre Lage der französischen Monarchie vor der Revolution schildern, und nur die Haupturſachen untersuchen, aus welchen dieselbe ohnvermeidlich folgen mußte.

Ich will nicht weitläufig in ihre alte Geschichte zurückgehen. Sondern nur bey Ludwig 14. anfangen. Dieser Monarch, welcher den Namen des Grossen von der unrichtig abwägenden Welt erhalten hat, legte eben den Grund zu allen Verwirrungen, die Frankreich endlich bis zum Rande seiner gänzlichen Zernichtung brachten. Und verdiente den Titel eines grossen Mannes gewiß nie, so lange man sich vom Stolze, von Huren und Pfaffen regieren läßt.

Seine herrschsüchtigen Entwürfe verursachten Kriege, welche den Mark des Landes aussogen. Seine Korrupzionen fremder Minister und Unterthanen verschlangen viele Millionen, und ob er sich gleich bey blödsinnigen Feinden und Nachbarn in der fürtrefflichsten Gestalt zeigte, so war er doch im Grunde gewiß kein Held, sondern ein Pophans, oder eine Schreckpuppe, womit man nur Kinder und Sperlinge verscheucht. Niemand wagte damals die Larve aufzudecken. Das Haus Oesterreich, welches Ihm leicht die Wage hätte halten können, war von kurzsichtigen Monarchen beherrscht, und die Louisd'ors verblendeten leicht solche Minister und Generale, welche Ablas für Verrätherey von ihren Beichtvätern, in Loretto und Mariazell zu kaufen aus ihren Katechismen gelernt hatten. Das deutsche Reich wurde in Zwietracht erhalten, und kehrte die Waffen gegen sich selbst. Und Engelland verließ sich zu viel auf seine aliirte und saumselige Parlamentsschlüsse.

Ludwigs Maitressen verschlangen Schätze, und verschwendeten ganze Provinzen. Sie füll-

ten

ten die Bastille mit Schlachtopfern ihrer Herrsch- und Habsucht. — Die wichtigsten Stellen wurden nach ihrer Willkühr vertheilet, und der König selbst tanzte in ihren Fesseln. Ueberhaupt verwüstete die Verschwendung des Hofes alle Provinzen. Die immerwährenden und kostbaren Kriege erforderten unermeßliche Geldsummen. — Endlich entstanden nothwendig die Generalpachter, die Saugigel, die Pest des Staats. Ein Fürst, der einmal so tief gefallen ist, daß er die Staatsgefälle verpachten muß, thut eben das, als wenn er öffentlich erklärte:

„Ich armer, elender, von treuen und ar-
„beitsamen Unterthanen verlassener Landesva-
„ter, der sich keine Zeit läßt, selbst zu regie-
„ren, überlasse euch, lieben Pächtern, meine
„Domainen, alle meine Einkünfte, alles Wohl
„und Weh meiner unglücklichen Unterthanen
„gegen einen sichern Pachtschilling, den ich für
„meine Privatkasse bedarf. Nehmt also in
„Gottesnamen meine werthe Herren! den Mark
„des Landes, und gebt mir wenigstens einen

„Theil

„ Theil von euerm Gewinste, denn meine Mi-
„ nister würden mir gar nichts übrig lassen. —

So wurden nun alle Staatsgefälle auf solche Art verpachtet, daß von 100 Millionen Einkünften kaum 50. in die königlichen Kassen einliefen. Die Fermier wurden bald reich. Hier hatten sie nun den Stoff in Händen, womit man Minister fesselt, und Maitressengunst erobert. Die Pacht blieb demnach troz allen Seufzen bedrängter Unterthanen verewigt, und der Monarchen Ohr verstopft, um jemals die Wahrheit zu erforschen. Sie thaten das Bequemste für ihren Lieblingsgeschmack, und das Volk wurde vergessen. Kaum waren die Pachter reich, so stiegen ihre Einkünfte mit jedem Tage. Ich will hier ein Beyspiel treu erzählen.

Sie hatten das Salz für 30. Millionen Livres gepachtet, mit dem Bedinge, dasselbe für 4. Sols das Pfund zu liefern.

Allgemach stieg dieser Verkauf bis auf 10. und 12. Sols. Und der Pachtschilling wurde durch Korruption der Minister nicht erhöhet. Folglich blieben seit 60. Jahren jährlich wenigstens 60. Millionen in den Händen dieser Staatsdiebe. Wenn sie gleich 10. Millionen alle Jahre in die Privatkassen der Hoflieblinge abliefern mußten. Und das Land wurde ausgesogen. Schrecklich ist noch diese Anmerkung; daß die französischen blutarmen Unterthanen, die an der Seeküste wohnen, wenn sie nur eine Kanne Meerwasser schöpften, um sich eine Handvoll Salz zu sieden, sogleich gehängt, oder auf ewig auf die Galeeren geschickt wurden.

So unbarmherzig verfuhren die reichen Schelme mit wehrlosen unterdrückten Menschen, von welchen viele tausend in Ketten und Kerkern wegen dieses Verbrechens verschmachten mußten.

Bald verheiratheten die Millionen besitzende Pachter ihre Töchter und Söhne mit denen Kindern des grossen Adels, um ihre Protektion

zu erweitern. Ihre Kadetten wurden reiche Bischöfe. Und so war endlich der Adel, die Bischöfe, und die Fermiers vereinigt, um Frankreich zu Grunde zu richten.

Die Maitressen, welche der Könige Herz beherrschten, und sie vom Hellsehen ablenkten, erhielten ihren Theil. Brillanten, Verdienst, und Fähigkeit blieb ungesucht, ungekannt und Bösewichter, Nimmersátte, Blutigel lebten in zügelloser Gewalt, und Verschwendung, wenn sich Redlichkeit verkroch, und Tugend, und Patriotismus im Elende verschmachtete.

So fiel Frankreich täglich tiefer, bis das Maaß voll war, bis dem ausgemergelten Unterthane nichts zu verlieren überblieb, als sein bittres Elend.

Eben dieses ist die gewöhnliche Epoque der Verzweiflung und Revolution der Staaten, deren Folgen sodann meistens das Uebel ärger machen. Im gegenwärtigen Falle hingegen in

Frankreich Heil, Glück, Wonne und allgemeine Wohlfarth meinen Einsichten gemäß hervorbringen werden.

Der Luxus, dieser allgemach bis zur Ueberschwemmung angewachsener Familien, und Landesschinder ihrer Mithelfer, und Mitschmauser, war nun in Paris, wohin sie alle für gemeinschaftliche Absichten so viele Jahre unangetastet, ja sogar unbeobachtet vereinigt gearbeitet hatten, so hoch gestiegen, daß die Provinzen ihre Last zu fühlen anfangen mußten, und die Quellen derselben zu untersuchen anfiengen.

Einige rechtschaffene Männer wollten zuweilen Gegenmittel finden. — Der grosse Haufen war aber zu mächtig, und die Vereinigung bereits so verwickelt, daß sie nur gewaltsam zersprenget, aber nicht mehr durch menschliche Klugheit aufgelöst werden konnte. Die kollosalische Grösse dieser Monarchie, die grosse Arbeitsamkeit, und Aktivität dieses auch im Un-

glücke muntern Volkes allein hat seit 100. Jahren dem Umsturze widerstehen können. Immer fand sich neuer Stoff die Zernichtung zu verschieben, bis endlich der allgemeine Wohlstand zur Dürftigkeit herabsank, und die eingeschlummerte Sicherheit dem Mächtigen eine Aufklärung verstattete, bey deren Glanze man ihre Ohnmacht beleuchtete, erkannte, und ihre Gewalt zerstörte.

Das größte Uebel, welches aus Ludwigs des 14. Regierung herstammte, entstand aus den Folgen seines wirklich orientalischen Despotismus. Hof, Maitressen, und Ministerium waren über alle Gesetze erhaben. Und die Bastille wurde die Mördergrube aller ehrlichen Männer, welche sich wagten das Wepsennest zu bereichern. Schmähliches, schimpfliches, tausendfach zu verfluchendes Monument der willkührlichen Eigenmacht. Wie tief waren die Menschen von ihrem Menschenrechte gefallen, da sie dich seit so vielen Jahren in den Ringmauern von Paris mit Niederträchtigkeit duldeten. Da sie deine Schlachtopfer vor ihren Augen

mar=

martern, weinen, die unschuldigen Hände nach Hilfe ringen, und bluten sahen. Da Kinder vor deinen Mauern ohne Fühlung in prächtigen Livreen spatzieren fuhren, wann ihre Väter und Brüder in ihren Marterhölen um Recht und Rache vergebens seufzten, und Niemand als unbarmherzige Wächter und Büttel ihre Klagen hören konnten, die vom Schaum des Pöbels gewählt waren um Menschen zu quälen. Gott! wie tief waren die Menschen in Frankreich von ihrem Rechte herabgewürdigt, da ihre Sicherheit, Eigenthum, Freyheit, Ehre und Leben von einem Lettre de cachet abhieng, welcher oft durch eine Hure, oder von einem Bösewichte aus der Hand eines milden eingeschläferten Despoten ausgefertigt wurde, der selten wußte, welchen Namen man darin schreiben würde. Wie viel tausend dergleichen Schlachtopfer rasender Eigenmacht sind nicht nur in den letzten hundert Jahren zwischen diesen mit Thränen gewaschenen Mauern elend zu Grunde gegangen! Ich will über diesen Wohnsitz der Schmach und Verzweiflung nicht den Vorhang ziehen. Nein, ich will in diesen Blättern, wann die

Ge-

Geschichte von Zerstörung der Bastille vorkömmt, noch manche Greuel bekannt machen, die ich als Augenzeuge sahe, und die der Welt nicht verborgen bleiben müssen, um bey dem Anblicke ähnlicher Copien in andern Staaten zurückzuschaudern, und Ministerialtyrannen in Zeiten zu zwingen, daß sie keinen Stein, noch Kalk zum Baue solcher Werkzeuge Ihrer Grausamkeit zusammen tragen können, und jeder Staatsbürger nur allein nach denen Landesgesetzen gerichtet, oder verdammet werden könne.

Eben das nun, was Ludwig des 14. Regierung schändet, geschah gleichfalls unter dem 15ten, viel weniger aber unter dem gegenwärtigen Könige. Es war aber auch schon alles vorbereitet, um eben diese Mordgrube mit den Patrioten anzufüllen, und den gegenwärtig wirklich guten König zu Modegrausamkeiten zu verleiten.

Das größte Uebel, welches Ludwig der 14. seinem Lande zuzog, und aus welchem fast unheilbare Folgen entsprangen, war eigentlich sein

Aus=

Ausweg, wodurch er Geld für seine ungeheure Verschwendung zusammenrafte.

Der Bau seines geliebten Versaille war das sicherste Merkmal des unbändigsten Stolzes, und eines wirklichen Tyrannen seines Volkes, deren Nachkommen sein starerr Eigensinn wirklich unglücklich machte.

Elender Mensch! der seine Grösse in prächtigen Steinklumpen verewigen will, die vom Schweise schmachtender Unterthanen aufgethürmt werden. Ludwigens Pracht, Geldversplitterungen und Gastmale übertreffen alles, was die Geschichte von einem Caravalla und Calligula erzählen kann. In St. Germain hätte er mit halben Kosten weit prächtiger bauen können. Aber nein! es mußte wider die Natur gearbeitet werden, um zu zeigen, daß dem grossen Ludwig alles auszuführen möglich sey. Um nun diesen Zweck zu erreichen, wurde die Maschine von Mamly gebaut. — Und Niemand wird jemals berechnen können, wie viel hundert Millionen damals durch die grausamsten Mittel zu-

sammen geschaft werden mußten, um das schöne Versaille, und die andern Lustschlösser des üppigen Königs und seiner Maitressen hervorzubringen. Alle Kassen waren erschöpft; man verfiel also auf folgenden verfluchten Gedanken, der für Frankreich wirklich unheilbare Wunden schlug, und die Finanz in eine Unordnung brachte, die eine Hauptrevolution hervorbringen mußte.

Zum Beyspiele: Des Königs Leibkutscher genoß jährlich 6000. Livres. Nun wurde publicirt, der König stifte 6. neue Leibkutscher mit 6000. Livres jährlichen Gehalt, und diese Charge sey mit 100,000. zu erkaufen.

Der Franzose liebt Titeln und Hofchargen. Sein Capital war zugleich zu 6 Prozent gut und sicher angelegt. Alle Capitalisten wetteiferten demnach solche Stellen einzukaufen; und die Väter borgten Gelder um ihren Söhnen Chargen zu verschaffen.

Die-

Dieses Uebel grif nun weiter: — Alle Hofchargen wurden auf diese Art verkauft, so gar bis auf Secretairs und Leiblaquayen. Man genoß die Vorrechte des Titels ohne mindeste Amtspflicht, und wurde eben so besoldet, wie der, welcher arbeitete. So wurden auch die Parlamenter-Stellen, Advokaten, Notarien, auch Marquelair und Militairstellen bis in das unendliche vermehrt, und mit wirklichen Gehalt verkauft. Hiedurch erhielt Ludwig Geld, aber die Staatskassa wurde mit Lasten beschwert, welche die Einkünfte weit überwogen, und die nicht mehr zu tilgen möglich waren, weil man die neuen Chargen nicht cassiren konnte, ohne den ersten Käufern derselben das Kapital zurückzugeben. Hieraus entstanden nun unübersehliche, landverderbliche Folgen. Ein Marquis, ein Graf, ein Herzog, ein Finanzier, Pachter oder Bürger hatte Geld. Es starb ein Mann, welcher selbst, oder dessen Vorfahren irgend einen solchen feilgebottenen Titel gekauft hatte, oder ein solcher Besitzer brauchte sein Capital, und kündigte in Zeitungen an: Es sey eine Leibkutscher, ein

Hof-

Hofsekretair, eine Leiblaquaye, Präsidenten, oder Parlamentsstelle zu verkaufen. Der Handel wurde geschlossen: folglich hatte der Käufer willkührlich nach seiner Wahl, ohne Geschmack, noch erfoderlicher Fähigkeit das Recht diese erkaufte Stelle zu hinterlassen, wenn er wollte. Welche schreckliche Folgen entstanden hieraus für den Staat. Grosse Herren Minister kauften um ein Capital zu 6. und 10. Prozent anzulegen auch die Stelle eines Kammerdieners bey der Königin, bey Monsieur oder Comte Artois. Und der Sohn, der ein dummer Lappe war, erbte die Stelle eines Präsidenten im Parlamentie.

Da Graf St. Germain die Marquetair Compagnie reduciren wollte, um dem Staate vergebliche Brodfresser zu ersparen, fand sich, daß er viele Millionen hätte bezahlen müssen, um die Capitalien zu ersetzen, welche man unter Ludwig des 14. Regierung für diese Stellen hatte bezahlen müssen. Er reducirte sie demnach, aber man weis auch was dieser Schritt für Lärmen, Unheil und verdrüßliche Folgen

ver-

verursachte. Ich glaube nicht, daß man dieses in Frankreich eingerissene Uebel anders heben kann, als wenn den gegenwärtigen Besitzern dieser erkauften Stellen ihr dafür ausgelegtes Capital baar bezahlt würde, und diese dürften wohl mehr als 1000 Millionen betragen. Früh oder spät muß es dennoch geschehen, um Mißbräuche zu vertilgen, und endlich eine ordentliche Grundanlage für die Finanzen zu bewirken. Denn ohne Gewalt, und öffentliche Ungerechtigkeit kann keinem Unterthane das mindeste von seinem Eigenthume genommen werden. Ein despotischer Fürst allein wäre hiezu fähig gewesen. Da aber die gegenwärtigen Generalstaaten aus Männern bestehen, die jede Provinz als Vorsprecher und Vertheldiger ihrer Rechte wählte, so müssen diese nothwendig auf kluge Mittel sinnen, um den Staat auf solche Art von dieser Bürde zu befreien, daß jederman zufrieden zu seyn Ursache findet. Und das ist eben kein Werk, welches durch Rednerkünste, oder Kunstgriffe, und Menschenverstand geschlichtet werden kann. Es fodert Geld, und dieses konnte kein souverainer König mehr in Frank-

reich zur allgemeiner Befriedigung finden, ohne durch einen National-Banquerott die ganze Monarchie über den Haufen zu werfen. Deshalb ist die gegenwärtige Revolution eine Wohlthat für das ganze Reich. Zugleich aber auch für einen König, der edel genug denket, um denen zu danken, die ihm vom Tyrannen zum Landesvater machen, und ihn selbst von Fesseln, Verbündungen und Verwirrungen loßreissen, in denen er als ein ehrlicher Mann Höllen und Gewissensmartern dulden mußte, ohne Aussicht jemals ein Gegenmittel finden zu können.

Zu diesem grossen Uebel, welches so lange Zeit im Eingeweide der französischen Monarchie wütete, durch welches der Landmann gedrückt, und Millionen Menschen verhungerten, oder verzweifelt starben, hat eigentlich der herrschsichtige hochmüthige Ludwig 14. den Grund gelegt. Seine Luftprojekte, um ganz Europa unter das Joch zu bringen, verursachten die eigentliche französische Politik, welche unsägliche Millionen anwenden mußte, um im römischen Reiche und in allen Ländern Kundschafter zu

erkaufen, fremde Unterthanen zu bestechen, Verrätherenen aufzuwiegeln, und ganze Nationen in Verwirrung zu bringen.

Frankreich siegte seit vielen Jahren in allen seinen Entwürfen mehr durch seine Luisd'ors, als durch die Tapferkeit seiner Soldaten. Es sichtete auf allen Seiten Zwietracht aus, und fischte im Trüben. Deutschland sollte sich mit Recht seiner Thorheiten schämen. Das Haus Oesterreich besaß ehedem über alle Länder, die es itzt beherrscht, noch ganz Spanien, Sicilien, Schlesien, Brabant, und Servien. Und dennoch war es zu ohnmächtig, um dem verworrenen ohnmächtigen Frankreich die Wage zu halten. Woher entstand das Uebel? Aus der Blödsinnigkeit seiner Regenten, und denen Bestechungen unserer Sachwalter und Befehlshaber.

Unsere Jugend reisete ungehindert in das wollüstige Paris. Lernte dort Leichtsinn, Ueppigkeit, Verschwendung und Müssiggang nach Grundsätzen einer Nation, die unsere Sit-

ten verderben, und unsere Nationaltapferkeit ohne Schwerdstreich zernichten wollte. Unsere Bürger und Professionisten reiseten dahin, um etwas zu lernen, und Geld zu verdienen. Die Dummköpfe mußten bald den Rückweg suchen, die Geschickten und Arbeitsamen hingegen fanden Brod, Belohnung und Wohlleben, bevölkerten Frankreich, erhoben ihre Manufacturen, und rissen das deutsche Geld nach Paris. So verlohren wir unsere tüchtigsten Bürger, die in der Folge für die Produkten ihrer Kunst das vaterländische Geld nach Paris lokten. Weil man nun daselbst mit Geschmack und besondern Fleiße arbeitete, so trat auf einmal der Modekitzel auf die deutsche Bühne, und wir wurden die niederträchtigsten Affen eines Volkes, dessen Obergewichts wir uns schämen sollten.

Bald wurde es auch Mode, daß unsere jungen Ritter auf Paris reisen mußten. Das väterliche Erbtheil wurde daselbst verschwendet, der sieche, ausgemergelte, und verarmte Jüngling kam als ein verlumpter Hanswurst nach

Hau=

Hause, und schund seine Unterthanen um Geld für eine neue pariser Caravane aufzutreiben.

Hieraus entstand ein Geldmangel, den man lange im thörichten Deutschlande empfunden hat. Auf die Nachahmung der Moden folgten die Sitten, diese wurden leichtsinnig, unedel umgestaltet, nach den neuesten Geschmack der Pariser. Und endlich folgte unser Herz, welches vaterländische Pflichten vergas, und einer fremden Nation ohngefühlt sklavisch diente, deren Sprache so gar unsere Kinder vor allen nützlichen Wissenschaften vorzüglich lernen mußten, um französisch tanzen, voltigiren, und endlich gar denken zu lernen.

Auf diese Art und durch so lobenswürdige Kunstgriffe gewannen die Franzosen zwar doppelt soviel zurück, als Ihnen die Bestechungen deutscher Landesverräther kosteten. Die pariser Künstler und Kupler wurden aber allein dadurch reicher, ohne daß der Staat-Fundus Kräfte erhielt, um dem Hofaufwande das Gleichgewicht zu halten. Die Schulden wuchsen immer heran, und immer wurden neue Arten von Steuern

und

und Gaben erdacht, wodurch alle Provinzen ausgemergelt, und zuletzt gar erschöpft wurden. Lächerlich aber bleibt es gewis den hochmüthigen Ludwig in Versailles als donnernder Jupiter, und auf dem Platze Victoire mit Lorbern gekrönt, bey seinen Füssen die 4. gefesselten Nationen zu erblicken, wobey der Deutsche die schwersten Fesseln zu tragen scheint. Unter Ludwig 15. Regierung gieng es nicht besser. Sein Hang zur Ausschweifung und Verschwendung war ohne Gränzen.

Er kannte die traurige Lage seiner gepreßten Unterthanen nicht; man ließ ihm nur sehen was er sehen sollte. Er lebte wie ein Sultan seinem Volke unbekannt, und verborgen, und beurtheilte die Wohlfarth seiner Provinzen nach dem schwelgenden Ueberfluße der Residenz, welche nur von prangenden Wollüstlingen oder darbenden Gunstbettlern angefüllt war. Pracht war seine Lieblingsneigung, und ich glaube, daß er nicht einmal wußte, ob Vorrath oder Schulden in der Staatskassa waren.

Da er einst mit seinem Minister wegen einen entworfenen Krieg gegen Engelland sprach; sagte dieser:

Euer Majestät finden grosse Hindernisse zu übersteigen. Und welche, erwiederte der Monarch?

Wir haben keine brauchbare Flotten,
kein Holz zum Schifbau,
keine guten abgerichtete Soldaten,
keine Generale, auf die man sich verlassen kann,
keine Magazine, noch Munition, — —
kein Geld — —

Genug, genug! sagte der König. Ich habe so viel auf einmal nicht wissen wollen. Nun weis ich erst, daß mir etwas fehle. Ich will also Frieden, und ein neues Lustschloß für meine Pompadour in Trianon bauen. Hiezu werden meine Unterthanen das Geld leicht herschiessen können.

So

So lebte der 15 Ludwig. Weltkündig ist es, daß die Pachter und Minister unter seiner Regierung sich gut gemästet haben. Das Land wurde aber immer mehr gepreßt, ausgesogen, und ärmer, die Staatschulden hingegen stiegen immer höher heran.

Madame Pompadour und du Bary, sein ganzes Serail überhaupt verschwendeten die Einkünfte ganzer Provinzen: wählten Minister, auch Generale die Armeen zu kommandiren, und die Toilette entschied in Versaille über Krieg und Frieden. Ehre, und Schmach, Wohlfahrt und Jammer der Unterthanen über Verdienste und Fähigkeit, Gerechtigkeit und Lohn schwebten in der schönen Hand einer feilen Dirne. Die Bastille war den besten Patrioten Schindanger, und der Monarch, der sich Souverain dünkte, hüpfte wie ein Tanzbär am Ringe seiner Maitressen, und Hofgünstlinge. Diese verschlangen die Schätze des Staats in ihrem Familien Strudel. Die reichen Pachter schlugen sich zu denen mächtigen Aristokraten, die über Gut, und Ehre, Leben, und Freyheit der Bürger und

Bau-

Bauernstandes willkührlich herrschten; und nunmehr war kein Mittel mehr da, um nur die Interessen der alten Staatsschulden zu bezahlen. Unter tausend landdrückenden Erfindungen wurden täglich neue Darlehn, neue Bürden ausgedacht, die nur ein Linderungs, aber gar kein Heilungspflaster gegen die schmerzhaftesten und unheilbarsten Wunden waren; welche unzeitige Nachsicht, tiefer Gewissens-Schlumer, die das Hofgetümmel betäubten, dem unschuldigsten und besten Theil der Nation einsetzten. Kurz gesagt: die Verwirrung wurde allgemein, die Bedrängten seufzten hilflos und vergebens, die ehrlichen Leute verkrochen sich vor dem Inquisitionsgerichte der fürchterlichen Bastille. Niemand durfte sprechen, noch laut klagen. Die Polizey wachte, weil man Rebellen zu fürchten Ursache hatte — —. Und das Uebel stieg bis zum höchstmöglichsten Grade, so daß der Staatsthermometer den nahen Sturm vorzudeuten anfieng.

Ich will hier eine Geschichte erzählen, wobey ich Augen- und Ohrenzeuge war.

Der berüchtigte grosse Lotterbube du Bary, Schwager der königlichen Maitresse, die er seinem Monarchen so heldenmüthig zugekuppelt hatte, war in Spa, um daselbst die Wässer zu gebrauchen. Man sprach in einer grossen Gesellschaft von Engelländern und Deutschen zufällig von der Bastille und denen Lettres de cachet. Hier trat nun du Bary in die Mitte und erzählte mit aufgeblasenen Backen, und mit einer, eben nicht affektirten Prahlsucht folgende Geschichte, welche der damaligen Regierung wenig Ehre macht.

Ich, sagte Er; Ich ließ vor ein paar Jahren einem jungen Menschen von Familie in die Bastille setzen, weil er von meiner Maitresse übel raisonirt hatte. Einige Wochen nach seiner Arretirung kamen seine Freunde auf Knieen bittend zu mir, um seine Befreiung zu erhalten. — — Ich frug nach unserm damaligen Hofmodegebrauch der Allmächtigen meiner Gattung.

Wie viel hat er Geld?

Die Antwort war: — Höchstens 80000 Livres.

Also bringt mir morgen 60000, so soll er los seyn, und kann mit den übrigen 20000 über die Gränze reisen.

Dieß geschah; man brachte mir das Geld, und ich ließ ihn frey.

Einige Tage nach dieser Begebenheit machte mir der Herzog de la Brillere Vorwürfe bey Hofe, warum ich den jungen Menschen für 60000. Livres losgelassen hätte, dessen Familie gern das Doppelte bezahlt hätte. — Dergleichen unzeitige Freigebigkeit mache ja unsere Actien mit denen Lettres de cachet fallen. Ich gab ihm aber zur Antwort: Wenn ich für 60000 Livres diesmal großmüthig war, so thun Sie es bey einer andern Gelegenheit meinetwegen noch wohlfeiler. Ein jeder nach seinem Geschmacke, und meine Chatoulle brauchte Geld, weil

ich gegen den Marquis de la Vaapaliere 10000. Luisd'or im Krabs verloren habe.

„ So sprach damals ein so nichtswürdiger Schurke, ein du Bari, in öffentlicher Gesellschaft; und prahlte mit seiner Gewalt, die besten Staatsbürger willkührlich in die Bastille zu sperren. — — So hieng damals Freyheit und Leben von der Laune eines Bösewichts ab, der mit einer Hure und andern Bösewichtern vereinigt, dem Könige die Nase drehte, und mit Lettres de cachet einen öffentlichen Handel trieb. Kann wohl ein Staat tiefer fallen? kann ein Dey in Algier seinen Sklaven wohl ärger mißhandeln, als damals diese großsprecherische Nation wirklich herabgesunken war, da das verächtlichste Geschlecht du Bary von einer öffentlichen lüderlichen Dirne geschützt, über Frankreichs Schätze, über Gut und Blut seiner Unterthanen zu gebiethen hatte.

Ludwig der 15. vermehrte also noch die Staatsschulden während seiner Regierung: Starb wie ein Sardanapal, und hinterlies

sei-

seinen Enkel ein verworrenes Reich, bereits mit der Verzweiflung ringender Unterthanen, prächtige Palläste zu unterhalten, und einem gänzlich corrumpirter National-Charakter, schwache Hilfsmittel zur Verbesserung und wenig ehrliche Leute bey Hofe. Maurepar, der Patriot, wurde mit Gift in die bessere Welt expedirt, und Vergennes nicht glücklicher. Er mußte ungeheure Geldsummen auftreiben, welches in der damaligen traurigen Lage der Staatscassen ihre Verwirrung befördern mußte: Und er selbst war das Opfer der Hofkabale.

Ludwig der 16. bestieg den Thron, und war weder von seinen Beichtvätern noch Lehrern jemals dazu gebildet worden. Er kannte gar nichts von der Zerrüttung seiner Finanzen, ließ sich ohngefühlt lenken, wohin man wollte, und hatte mehr vom Cathechismus als von der Regierungskunst gelernt. Gewiß aber nie gehört, noch gelesen, was Monarchen Pflicht fodert.

Er war aber doch König in Frankreich, und zum größten Glücke dieses Reichs ein guter König, ein guter Mann, der von der ewigen Vorsehung bestimmt zu seyn schien, um die unter seiner Regierung ausgebrochene, und so lange in der Asche glimmende Revolution zum glücklichsten Ausgange zu lenken.

Ein kriegerischer, stolzer, oder rachgierig und herrschsichtiger Fürst hätte die Liebe seiner Soldaten zu gewinnen gesucht, sich an die Spitze gestellt, und Menschen- und Bürgerblut in Strömen fließen gemacht. Der Bürgerkrieg war unfehlbar, die Aristokraten hätten sich zur Hofparthey geschlagen, um hier im Trüben fischen zu können. Der National-Banquerott war entschieden, und Frankreich das verworfenste Reich auf Erden. Die Finanz-Confusionen fiengen bereits an, im Anfange seiner Regierung sichtbar zu werden. Man flickte auf allen Seiten, und dem alles verschlingenden Hofstrudel wurden keine Schranken gesetzt. Die Pracht und Verschwendung in Versaille blieb

un-

unbegränzt. Die Prinzen vom Geblüte mißbrauchten die königl. Gnaden, und der Finanzminister mußte Schulden auf Schulden thürmen.

Der Amerikanische Krieg kostete denen Finanzen mehr als 300 Millionen. Und die holländische Händel mehr als 30 Millionen vergebens, weil man sich ohne Verstand noch Vorsicht in dieselbe mischte. Der Minister hatte den berüchtigten Grafen Mirabeau als Kundschafter nach Berlin geschickt. Dieser aber hatte das Kabinet mit lauter falschen Nachrichten hintergangen, und irrig gemeldet, Preussen könnte und würde es nie wagen, sich wegen Holland mit Frankreich in einen Krieg einzulassen. Die ganze preußische Monarchie würde unter der neuen Regierung bald über den Haufen rollen, und sey ohne Friedrichs Kopf gar nicht mehr zu achten. Man darf nur die in Paris erschienenen Correspondence secrette d' un voyageur á Berlin lesen, welche Mirabeau drucken ließ, und meine merkwürdige Widerlegung derselben, die ich gleichfalls daselbst heraus gab, um sich einen richtigen Begriff von

der

der thörichten Ursache zu machen, warum damals das pariser Ministerium denen holländischen Patrioten so viel Hilfe, so ohnfehlbare Unterstützung heiligst versprach, und die guten, einmal aufgehetzten, Leute hernach hilflos ihrem Schicksale überlies; wodurch so viel hundert Familien arm, verbannt, und unglücklich wurden; eben so viel Arme hingegen noch gegenwärtig dem französischen Beutel zur Last leben, ohne daß man die mindesten Vortheile wahrscheinlich von Ihnen zu erwarten hat.

Durch diese auserordentliche Vorfälle stieg aber die Schuldenlast immer höher heran, so, daß man nicht mehr im Stande war die Interessen zu bezahlen, welches denen Familien am schwersten fiel, die den größten Theil ihres Vermögens der Staatscassa a fond perdu vertrauet hatten. Man fieng an, einen Banquerott zu fürchten. Die fremden Darleiher suchten ihr Kapital zu retten, und folglich fiengen die Papiere und der Credit zu fallen an, weil jedermann lieber einen Theil, als das Ganze verlieren wollte. Der Hof und sein ganzer Anhang

hang sparten indessen nichts. Die junge schöne Königinn Theresens Tochter war nur mit Hofschmeichlern umringt, die Ihre Freygebigkeit mißbrauchten, und Sie dergestalt mit immer abwechselnden Vergnügungen zu beschäftigen wußten, daß Sie niemals wissen konnte, in welcher traurigen Lage sich der Staat befände, Feste folgten auf Feste. Und ohnerachtet die Königinn von Frankreich so viel Lust und Prachtschlösser besitzten, daß alle Monarchen Europens in denenselben königlich wohnen konnten, so ließ doch die Königinn mit Millionen neuen Kosten das neue Trianon bauen. Und der Minister, als Hofschmeichler, sagte Ihr nie, daß Geld fehle, und der Unterthan darbe. Von einer Monarchinn, die noch Ihr feuriges Jugendglück beseelte, war nun wohl nicht zu erwarten, daß sie sich in ernsthafte Staatssachen mischen würde: besonders, da der König selbst in eingewiegter Gleichgiltigkeit schlummerte; und die Kunst, selbst zu sehen, selbst zu forschen, zu regieren nie gelernt hatte. Das Uebel mußte also nothwendig täglich ärger werden. Böse Neigungen besaß die Königinn nie. Aber

Sie verstand die Kunst nicht ohne Gesellschaft zu wählen, und verfiel in die Hände arglistiger Rathgeber, so, daß Sie dem Volke, welches Sie anbetete, bald von der unrechten Seite geschildert wurde. Sie ist noch dazu eine Deutsche. Der Kaiser ihr Bruder war der Nation verdächtig, und dies war schon genug, den heimlichen Haß allgemach gegen Sie anzufächeln. So lange indeß die Hoffeste fortdauerten, gewonnen die Modekrämerinnen von Ihr ungeheure Summen. Der Monarch liebte Sie, und konnte Ihr nichts versagen: besonders, da er ohnedem ein Mann ist, der sich nicht gern mit Denken und Handeln beschäftiget, der alles seinen Ministern überließ, und die wahre Lage seiner Länder und Finanzen gar nicht kannte, noch untersuchen wollte.

Uebrigens war die wahre Lage Frankreichs wirklich bedauernswürdig, und das Cabinet, welches ehedem alle andern in Ehrfurcht erhielt, welches durch seine Ränke alle Höfe zu fesseln, oder zu verwickeln wußte, und Schiedsrichter aller europäischen Vorfälle war, das sich fürch-

ten,

ten, bewundern, und verehren machte, schlummerte in einer unbedeutenden Ohnmacht, und verlohr einen Einfluß nach den andern, wurde endlich in seinem Betragen lächerlich, und von geringeren Mächten verachtet. So lange noch Vergenes lebte, erhielt seine Klugheit noch eine sichere Achtung. Da aber ein sicherer Hof Frankreichs Umsturz zu beschleunigen wünschte, der eben nicht vorsahe, daß die Art der endlich ausgebrochenen Revolution, just die Grösse dieser Monarchie befördern, und auf neue Pfeilern gründen würde; der aber, um seinen Zweck zu erreichen, alle mögliche Kabalen spielen ließ, um diesen rechtschaffenen Mann vom Staatsruder zu verdrängen, oder abzusetzen. So mußte er bis zum Grabe gegen die niederträchtigste Art von Hofintriguen kämpfen, und starb seufzend, weil er sein Herz, seine Einsichten, seinen Patriotismum dem Nachfolger nicht hinterlassen konnte. Nun fiel Frankreichs Achtung mit Ihm auf einmal. Die Kabale wählte durch Protection den neuen Minister. Dieser änderte gleich seines Vorfahren System, oder vielmehr, er hatte gar keines, als sich zu berei-

chern, und um dem Hofe gefällig zu seyn, sein Vaterland, und seines wichtigen Amtespflichten zu vergessen. Nun wirkten auf einmal alle Kunstgrife bey Hofe, und da fast jedermann keine andere Absicht hegte, als sich den Beutel zu spicken, und seine Familie zu erheben, so vertrieb einer den andern. So gar Marchandes de Mode, und öffentlichen Dirne mischten sich in die Staatsverwaltung, und kaum hatte sich ein Minister vom Schweiße des Volkes gemästet, so war schon ein anderer ernannt, um eben die Vortheile für sich zu geniessen, und man wechselte mit Ministern, wie mit Modehandschuhen, ohne auf Verdienst und Fähigkeit die mindeste Aufmerksamkeit zu beobachten, wobey der Abgesetzte allezeit eine Pension von 36000 - 60000, Livres erhielt, um andern Platz zu machen, denen man eben die Vortheile verschaffen wollte. Was konnte anders folgen, als das, was wirklich geschehen ist. Niemand wachte für die allgemeine Wohlfahrt. Grosse Männer, wahre Patrioten verkrochen sich, und schämten sich Ehrenstellen durch schmutzige Wege zu er-

schlei-

schleichen. Der Monarch blieb von ehrlichen Männern verlassen, und der Zeitpunkt zur allgemeinen Gährung eilte endlich mit Riesenschritten heran.

Nun fiengen die Staasschulden an den Minister zu beunruhigen, welches aber der Hofparthey gefiel, die bey einem allgemeinen Banquerot Privatvortheile zu erlauern hofte, und bey welchem überhaupt der niederträchtigste Eigennutz alle Vaterlandsliebe vertilget hatte. Sie schrien alle: vive le Roi, aber niemals vive la Patrie; weil sie des Königs für sie übertriebenen Gnaden allein nach ihren Absichten und Vortheilen zu lenken wußten. Dergleichen irrige Grundsätze waren nunmehr bereits bey denen französischen Magnaten dergestalt eingewurzelt, daß fast Niemand mehr für das allgemeine Beste sorgte, weil gewisse Familienverbündnisse, alle mögliche königliche Gewalt unter sich zu theilen, und alle Wirkungen seiner Freygebigkeit zu verschlingen suchten. Alles war in ihren Augen Pöbel; und der Adel

dien=

diente nicht mehr dem Staate, sondern unterdrückte alle andere Stände ohne Barmherzigkeit.

Die Geistlichkeit schlug sich ihren Grundsätzen gemäß allezeit zur herrschenden Parthey und genoß seine reichen Pfründe lachend, weil dieser von aller vaterländischen Pflicht in Rom absolvirte Stand nach Grundsätzen überall nur für sich allein, für seine angepriesene Unfehlbarkeit, und Obergewalt über alle andere Stände zu sorgen, und zu wachen gewohnt ist.

Die in Paris wohnhafte und verbrüderte Gesellschaft des hohen Adels war im ruhigsten Besitze aller einträglichen Ehrenämter, und lebten als privilegirte Saugigel aller ihrer Mitbürger der untern Klassen. Ihre Verschwendung, ihr Leichtsinn, ihre Gefühllosigkeit bey allgemeinem Elende übersteigt wirklich alle Gränzen der Glaubwürdigkeit. Nicht genug, daß die Prinzen vom Geblüte alle Verschwender waren, die ohnedem vielmehr eigenthümliches Vermögen dem Staate entrissen, und sich zugeeignet haben, als man hätte gestatten sollen, sondern sie machten grosse Schulden dazu, wel-

che aus der allgemeinen Cassa bezahlt wurden. Ob sie gleich für das allgemeine Beste gar nichts thaten, und sich nur für die Verschleuderung öffentlicher Schätze und für die niederträchtigste Art des Müssiggangs geschaffen glaubten. Auch ihre Lieblinge drängten sich in die Geschäfte, und raubten allen Verdienstvollen Gelegenheit zur Anwendung, und Belohnung.

Der Monarch selbst betrachtete die Contributionskassen nicht als Administrator, sondern als sein Eigenthum, und seine Freygebigkeit war willkührlich. Deßhalb konnte ein Ludwig seiner du Bary und ihrem liederlichen nichtswürdigen Land und Sitten verderblichen Anhange in einem Jahr 40 Millionen Livres schenken, ohne daß das betrogene Volk zu murren wagte. Die Pollizey in Paris wachte, und die Bastille verschlang ohne weitere Untersuchung noch Appellation alle mit Ursach mißvergnügte Patrioten.

Die bey Hofe accredirten Familien, welche den König als ihren Gefangenen bewachten,

da=

damit er die Seufzer, des äußerst beleidigten und mißhandelten Volkes nicht hören könne, sammelten nur alle mögliche Schätze für ihre üppige Majoratherrn, die nach adelicher Modegrundsätzen erzogen waren, um von der Schwäche des Monarchen alle mögliche Vortheile für ihren Wanst zu erhaschen. Die jüngern Söhne wurden für die Kirche bestimmt.

Man fieng an sie zu Abbee zu machen, und nothwendig mußte der König einem solchen neuangehenden Kirchenlichte eine Pension auswerfen, damit er standesmässig leben könne. So war Paris mit dergleichen Aebten und geistlichen Lotterbuben überschwemmt, die als privilegirte Müssiggänger dem Staate jährlich allein über 12. Millionen verschlungen. Buben wurden Bischöfe, und aus diesen solche exemplarische Kirchenhäupter, als der Prinz von Rohann, und andere seines gleichen mit Purpurkappen, wovon mancher eine halbe Million Einkünfte genoß.

Mit der Armee sah es am ärgsten aus. Diese war bis zum möglichst tiefen Verfall gerathen. Kein Bürgerlicher durfte Offiier werden. Kein Avancement geschah nach dem Range, oder nach Verdienst. Der Adel aus den Provinzen diente bis zum grauen Haare im Leutenant Titel. Kinder der Ministers Söhne, Fermiers und ihre Brüder und Anhänger waren in 12. Jahre Kapitains, in 16. und 20. Obersten. Und der Generale eine so ungeheure Menge, daß ich aus Vorwitz selbst die Rechnung machte, und im Durchschnitte bey der ganzen Armee auf jedem General nur 113 gemeine Soldaten einzutheilen fand. Nun urtheile man, was von einer solchen Armee zu erwarten sey, wo die wenigsten Obristen, und Generale in ihrem ganzen Leben nicht einmal ihr Regiment gesehen haben, und nicht wissen, wie man auf den Exerzierplätzen, vielweniger vor dem Feinde maneveriren soll.

An Tapferkeit, und Ehrbegierde fehlt es der Nation gewiß nicht. Wer aber jemals ein wirklicher Soldat war, dem ist der Sieg

gegen solche Regimenter gewiß, die von der eigentlich praktischen Tactik, gar nichts gelernt haben. Man schickte zwar dann und wann einige Generale nach Potzdam, um zu lernen. Diese glaubten schon alles gesehen zu haben; kamen nach Paris zurück, und verursachten durch neue falsche Systeme nichts, als neue Confusion, wenn sie das preußische Militairgebäude da nachäffen wollen, wo Stein, und Kalk, und Baumeister fehlten.

Die französische Landarmee kostet nun ungeheure Geldsummen, wovon aber der größte Theil für die Besoldungen, und Pensionen der ungeheuren Menge von Generalen und Officieren, Commissarien und Militairs Blutigeln verschwendet wird. Sicher könnte Frankreich für das Geld, welches die Armee kostet 300000 Mann tüchtige Soldaten in das Feld rücken lassen. Es sind aber nicht 160000. wirklich da, und diese sind gegen einen geübten standhaften Feind nicht brauchbar.

So hat sich die schlummernde Gleichgiltigkeit des Hofes in alle Klassen der Völkerschaft eingeschlichen , und alle Stände corrumpirt. Der fressende Krieg nagte an allen seinen Theilen. Die Staaschirurgen hatten aber den Schnupfen , und wollten , oder konnten die Gefahr des herannahenden kalten Brandes nicht riechen. Was folgte ? Erschlappung in allen Gliedern , endlich Faulung , und Corruption , die allein durch Amputationen könnte geheilet werden.

Auch die heilige Justitz litte in allen Gerichtsstellen der Monarchie. Die Geschichte der Calas und Sirven und tausend anderer gleicher Art zeigen von der Gerechtigkeit der Parlamente. Alles gieng nach Gunst und Protection , oder so , wie es ein arglistiger Advokat durch seine betrügerische Rednerkunst zu lenken wußte.

Witwen , und Waisen waren schutzlos verlassen. Die Jugend seufzte im bittersten Joche der Unterdrückten ; das Laster , alle mögli-

chen

chen zügellosen Ausschweifungen waren die Lieblingsbeschäftigung der Mächtigen, und Reichen. Und der Bürger, der Bauer, Nahrung und Handelsstand war so tief gefallen, daß ihnen nichts, als Verzweiflung überblieb. Dabey war durch die pariser Ueppigkeit und Schwelgerey das gesunde Blut der Väter vergiftet, und Jünglinge sahen abgelebten Greisen ähnlich. Die ganze Nation war inficirt, und corrumpirt, weil der reiche impestirte Adel, die ehrlichen Bürger nnd Bauernmädchen als Werkzeuge ihrer viehisch wohllüstigen Mißhandlungen erkauften, und ihren Gift in die ganze Generation ausbreiteten.

Kurz gesagt, die Aristokraten, und die Geistlichkeit betrachteten den Bürger, Bauer, und Handelsstand als ihre Lastthiere. Und der größte Haufen der Nation, das ist 23. Millionen, waren seit so vielen Jahren so gut, und blind, und blöde genug gewesen, um für die Willkühr einer Million Mitbürger desselben Staatskörpers das eherne Joch geduldig zu tragen.

End.

Endlich war alles im ganzen Lande monopolium. Die Armeen blieben elende, ausgehungerte Tagwerker und dienten den Reichen, um ihre Schätze zu füllen.

Auch so gar mit denen nothwendigsten Lebensmitteln wurde gewuchert. Kein Mensch nahm sich der Nothleidenden an. Niemand wachte für Brod. Das Getreid wurde aus dem Lande ohne Vorsicht geschleppt, und wann der Mangel da war, dann liessen sich die Wucherer den Werth dreyfach bezahlen.

Nirgends war Rettung, noch Richter, noch Zuflucht! Eine Hand wusch die andere, und der Nahrungsstand verschmachtete ohne Barmherzigkeit.

Eben dieses war im Jahr 1789. am meisten vernachläßiget worden. Das Getreide war über die Grenzen geschickt. Keine Vorrathshäuser waren angefüllt. Sogar Paris litte Mangel an Brod. Und wenn der Arme so arm ist, daß er kein Brod mehr bezahlen kann, wenn

bereits das Elend zum höchsten Gipfel gestiegen ist, dann kann nichts anders erfolgen, als das, was in Frankreich geschehen ist.

Nun fieng auf einmal zugleich das Geld in denen Staatskassen zu fehlen an. Der grosse Mann Necker that alles mögliche durch seinen Credit und ächten Patriotismum, um den Ausbruch des Uebels zu steuern, und wenigstens Zeit zu gewinnen, um den öffentlichen Credit zu erhalten.

Die Aristokraten wünschen aber das Gegentheil, um ferner im Trüben fischen zu können.

Man consultirte, und berief bey allgemeiner Noth die Notabeln nach Versaille. Diese erschienen in ihrer ganzen Pracht und Herrlichkeit. Sie selbst wollten aber nichts für das allgemeine Beste von Ihren Privilegien und alten Mißbräuchen aufopfern, disputirten, perorirten, und projectirten viel, aber die Zeit gieng verloren, nichts wurde vermittelt, noch

we-

weniger entschieden. Die Herzen der fühllosen Bischöfe, Marquisen, Dues, und Pairs blieben versteinert für den König, und das Vaterland. Bonmots wurden verschwendet, und schöne patriotische Reden gedruckt. Hiebey blieb's. Endlich griff Necker zum Werke, und drang glücklich durch; weil seine Gegner zu blödsichtig waren, und nicht bemerkten, wohin sein Projeckt abzweckte.

Er trug nämlich vor, der König solle eine allgemeine Versammlung, oder die Generalstaaten nach Versaille berufen, und den Bürger und Bauernstand nicht ausschliessen, weil 23 Millionen wohl diese Achtung verdienten, deren Menge allein fähig wäre die Tilgung der ungeheuern Nationalschuld zu übernehmen.

Die Noth war da, keine Zeit war zu verlieren, und der König entschloß ja.

Gleich wählte jede Stadt, jede Provinz ihre Deputirte aus allen drey Ständen. Einen vom Adel, einen vom Geistlichen und zwey von Nahrungsstande.

Das

Das letzte war ein Hauptkunstgrif von Herrn Necker, um seinen Zweck zu erreichen, und die Aristokraten zu überstimmen. Die Bischöfe hoften sicher überall als Representanten ihrer Districte gewählt zu werden, aber die Vermuthung schlug fehl. Man wählte meistens die Pfarrer der Gemeinen, und die weisen Bischöfe blieben ausgeschlossen, die es ohnfehlbar mit der Hofparthey gehalten hätten.

Der Adel in denen Provinzen denkt und handelt nicht, wie der Adel in Paris. Man wählte unter Ihnen meistens die Redlichsten, und Geschicktesten, welche mit denen Versailler Aristokraten nicht in ein Horn bliesen: und im dritten Stande konnte nicht vermieden werden, daß die Städte und Gemeinden ihre besten Advokaten, Procuratoren, und Cleros als Representanten wählten, die auch schon aus Ehrgeitz um Mitglieder einer so wichtigen Versammlung zu werden, alle mögliche Ränke spielten, um sicher gewählt zu werden. Hieraus entstand das Uebel daß unter 1200. Deputirten wirklich 322 Advocaten in Versaill eintra-

fen. Diese wären hinlänglich um über einen der nichtswürdigsten Gegenstände ein halbes Jahrhundert zu zanken, zu plediren, und ganze Ballen Streitschriften mit Wörterverdrehungen, und Chikanen zu besudeln, auch alle Völker der Erden in Streit und Verwirrungen zu verwickeln. Besonders französische Advokaten, welche die Rednerkunst nach rechtsgelehrten Schulregeln und Beredsamkeit methodisch studiren, um denen Richtern der Sache, welche sie vorzutragen haben, eine ganz andere Gestalt zu geben, und sie anders vorzuspiegeln, als sie wirklich ist. Offenherrzigkeit, Redlichkeit, Uneigennützigkeit sind selten bey einem solchen Manne zu finden, auch nicht einmal zu erwarten. Seine Absicht ist, Geld gewinnen, und schlechte Sachen zu verdrehen, damit die Gerechtigkeit geblendet werde, weil in manchen Ländern ein ehrlicher Advokat in Gefahr ist, hunger zu sterben. Ich selbst erschrack, da ich in einer Versammlung, die Völker Glück entscheiden, und uneigennützig handeln soll, 300 Advokaten erblickte. Besonders bey einer Nation, die dergestalt an Comödien und Theatervorspieglungen

gewöhnt war, daß man in allen Gattungen ihrer Gesellschaften nichts anders, als vom gestern gespielten Stücke reden, zanken, und tadeln hörte.

Die merkwürdigsten Personen in Paris waren die Schauspielerinnen, und diese interessirten die Damen, Marquisen, Bürger, und Staatsminister mehr, als ihre häusliche Pflichten, und Lieblingsbeschäftigungen.

Jeder Ausdruck, jede Gebärde wurde anatomirt, gelobt, oder getadelt, bestritten, und gleich wiederholt, um die Unterredung über den kleinsten aller möglichen Gegenstände so weit als möglich auszudehnen. Das Uebel war wirklich so weit eingerissen, daß man bey jedem andern Stoffe, der auf die Bahn gebracht wurde, entweder gähnte, oder gleichgiltig lächelte, und stillschwieg. Es war einmal mode, daß jeder Pariser täglich etliche Stunden in der Comödie oder Oper zubringen mußte, um überall gefällig zu werden. Hier war zugleich die Zusammenkunft aller Freudenmädchen, und die Unterhaltung mit ihnen gab dem Schauspiele den lebhaften Reiz.

Kurz gesagt: die Nation war dergestalt an das Theater gewöhnt, daß alles bey ihnen theatralisch war, auch theatralisch beurtheilt wurde.

Man gieng in das Parlament um Advokaten peroriren zu hören. Man gieng in die Kirche, um zu urtheilen, ob der Priester seine Rolle gut spiele. Man ging nach Hofe, um daselbst denen Petits Maitres und Hanswurzten die Kunst abzulernen, wie man durch Gaucklerkünste und verstellte Gebärden seinen Zweck erreichen könnte. Man ging in Männergesellschaften, um über den Moliere, Schakespear, oder andere Comödienschreiber Streitfragen vorzulegen, und seinen Witz über dieses Lieblingsstudium der ganzen Nation zu üben. Man suchte den Umgang des schönen Geschlechts, nicht um wirklich das bezaubernde Vergnügen eines Edelverliebten zu geniessen, sondern um bey einer jeden Dame ohne Unterschied das anzubringen, was man am vorigen Tage von der Comödie gelernt hatte. Auch in der Freundschaft spielte der Franzose den Comödianten.

Es war einmal Mode, so und nicht anders überall aufzutretten. Folglich war alles schön, und willkommen, was durch Verstellungskunst das persönliche Verdienst bestimmen, und Aufmerksamkeit und Achtung erwegen konnte. Wer hatte wohl in dieser Lage mehr zu erwarten, als ein geübter Redner, der zu beschäftigen, zu reitzen, und nach der Mode zu gefallen wußte. Alles endigte sich auch mit Händeklatschen und Applaudirung eben so, wie im Schauspielhause. Im Parlamente wurde dem drey Stunden lang ohne Rasten perorirenden Advokaten zugeklatscht. Auch dem Priester auf der Kanzel geschah eben diese Ehre; und sogar in der ehrwürdigsten Versammlung der Generalstaaten wurde gepfiffen und geklatscht, wenn ein Advokat, ein Target, ein Mirabeau mit der erhabnesten Beredsamkeit 3 Stunden geplaudert hatte, ohne etwas für die Sache selbst zu sagen, die entschieden werden sollte. So verflossen die Sessionen eine nach der andern, und es schien, als ob die ganze Monarchie nur bestrebt habe, alle Gauckler der Beredsamkeit allein deswegen

in

in Versaille zu versammeln, um nur zu sprechen, zu zanken, und nichts Wesentliches für den Staat zu endigen, damit man die Journale in Paris mit prächtigen Wortspecktakel, und mit Beweisen der französischen Beredsamkeit anfüllen könne. Auch, daß noch Demosthene und Cicerone unter denen französischen Gelehrten und Advokaten zu finden sind.

So verflossen die ersten Wochen dieser wichtigen Zusammenkunft in leeren Wortgezänke, ohne daß in der Hauptsache, noch zur Abwendung der drohenden Revolution, noch für die Mittel die Schulden zu befriedigen, noch um die dringende Hungersnoth abzuwenden, noch in den Provinzen Ruhe zu befördern, das allermindeste geschah; wo indeß die Verwirrung immer mehr zu wüthen anfieng.

Ich habe im Zusammenhange dieser Erzählung etwas von der Pracht zu erwähnen vergessen, mit welcher diese 1200 versammelten Deputirten aus der ganzen Monarchie, in de-

ren Händen nunmehr das Wohl und Weh derselben beruhete, in Versaille aufgenommen, ihren Einzug hielten, und in den Ihnen bestimten ungeheuren Saale introducirt wurden. Wo nicht nur hinlänglicher Raum für eines jeden bequemen Platz, sondern noch ein Amphitheater für 3000 Zuschauer gebauet war.

Der König selbst, die Königinn, der ganze Hof, in aller Pracht, und Herrlichkeit nach dem alten Hofceremoniel von allen Garden und Hofchargen, mit der ganzen Jägerey, Falconerie, und allen möglichen Glanze begleitet, führten diese 1200 Deputirte der dreyen Stände in die Kirche, wo die Geistlichkeit alle ihre Gauckeleyen von Cardinalen, und einem Schwarm geschmückter Erzbischöfe und Bischöfe im gewöhnlichen Pompe vollzog. Die Deputirten waren alle in der altfränkischen Tracht, so, wie zu Zeiten Heinrich des 14, gekleidet. Der Anblick war erschütternd, blendend, und majestätisch.

So trat man ehrfurchtsvoll in den Versammlungssaal, der König, und die Königinn bestiegen den aufgerichteten Thron. Es herrschte eine säuselnde Stille. Herr Necker hielt die Anrede an den König, und an die Versammlung, worinn er die Absicht derselben zu erklären bemühete. Diese Rede war eben kein Meisterstück; sie dauerte 2 ganze Stunden. Die Hitze war zum ersticken. Und die Geduld des Königs und der Zuhörer wirklich bewundernswürdig. Meinem Urtheile gemäß, hätte der Redner in einer Viertelstunde mehr sagen können. Necker ist aber ein Finanzier, und kein Cicero. Der König antwortete, und nach dieser wirklich sehenswürdigen Scene, die gewiß kein Zuschauer bereuen wird, fuhr, oder gieng ein jeder zufrieden nach Hause.

Nun wieder zum abgebrochenen Zusammenhang, wo ich von denen gewählten Mitgliedern dieses grossen Senats spreche.

Die Wahl derselben konnte freylich nicht so glücklich ausfallen, wie sie hätte geschehen

sol-

sollen. Alles hieng von der Mehrheit der Stimmen ab. In den Provinzen, Städten und Gemeinden wählte man nach der Mehrheit der Stimmen. Diese Gewählte wählten unter sich wieder diejenigen, welche eigentlich den Deputirten bestimmen mußte.

Nun gieng endlich das Caballiren an. Ein jeder wollte die Ehre behaupten, um in den Kronicken Frankreichs dereinst unter die Mitglieder eines Senats genannt zu werden, der Frankreichs Wohlfahrt auf ewig gründen, und alle alten Mißbräuche vertilgen sollte. Der ehrliche und aufgeklärte Mann, der seinen Werth fühlte, und dessen Herz im wahren Patriotismo pochte, gab sich wenig Mühe, um gewählt zu werden. Der Dummkopf, der Stolze, der Arglistige machte sich Partheyen im Volke, kaufte sogar Stimmen, überschrie den Bescheidenen, erhitzte die Köpfe, und wurde vorzüglich gewählt.

Da nun in denen Provinzen die Advocaten gewöhnlich die gelehrtesten zu seyn scheinen: und

und Bürger und Bauer glauben, daß ihre Rechte und Anliegen Niemand besser als ein Rechtsgelehrter vertheidigen könne, so entstand hieraus das grosse Uebel, das 322 Advokaten in der versailler Versammlung auftraten. Auch Bösewichter fanden Wege, um gewählt zu werden.

Graf Mirabeau, ein Mensch, den ganz Frankreich als dem ruchlosesten und niederträchtigsten Schurken öffentlich kennet, ein schon von der Natur gebrandmarkter schlechter Kerl, den kein ehrlicher Mann in einer Privatgesellschaft dulden sollte, dessen Gesichtszüge schon einen Betrüger und Meuchelmörder im ersten Anblicke entdecken, sah wohl ein, daß der Adel ihn ewig nicht zum Repreſentanten nehmen würde. Er gieng nach Marseille, predigte unter dem Pöbel Aufruhr, und erwies Ihnen durch seine Beredsamkeit, der Zeitpunkt sey da, wo die Reichen arm, und die Armen reich werden müßten. — — Welche herrliche Sturmglocke zum Aufruhr! dieser Vortrag, den er selbst predigte, und durch seine Emissarien in

al-

allen Gesellschaften ausposaunen ließ, wobey man Ihn, Mirabeau, als den größten Helden für das Vaterland, als den klügsten Kopf und entschlossensten Mann, schilderte, welcher den unterdrückten Nahrungsstand mit Herz und Blut in seinen Rechten allein vertheidigen könnte, hatte nun bereits alles für seine Absicht gestimmt.

Nun trat er auf einmal in der Versammlung des Bürger und Bauernstandes auf, warf seinen Degen auf die Erde mit Verachtung, rief aus: Ich will nicht mehr Graf, nicht Edelmann in Frankreich seyn; Ich schäme mich meiner Geburt, meiner Adelsvorzüge, die Arglist über die andern Stände erschlichen hat; nein, ich bin von nun an Bürger, Kaufmann, und euer Bruder, meine Freunde! der für unser Bürgerrecht zu bluten bereit steht, und unwandelbar entschlossen ist. Gleich gieng er unter Vivat Geschrey in die Stadt, hat sich bereits einen Tuchhandlungsladen gekauft, setzte sich hinein, und verkaufte Tuch nach der Ellen.

Das

Das Volk wurde berückt, der äussere Schein betrog, und im Augenblicke war Mirabeau, der schlechteste Kerl in Frankreich, einstimmig zum Representanten des Bürgerstandes in der Provinz bey denen Generalstaaten erwählt, auch bevollmächtigt. In dieser Gestalt trat er nun in Versaill bey der ehrwürdigsten Versammlung auf, und keiner hatte das Herz, ihn dieses Platzes unwürdig zu erklären.

Mirabeau ist eigentlich der lasterhafteste, unedelste, treu, und ehrloseste Mensch in der Monarchie. In dieser Gestalt kennt ihn jedermann. Er ist aber verwägen, scham, und sittenlos. Sucht nur Geld zu gewinnen, die ganze Welt zu betrügen, und seiner Prahlsucht und Herrschbegierde genüge zu leisten. Sein Verstand ist durchdringend, und seine Gedanken durchkreutzen sich, wie der Blitz; seine Talenten sind gross; seine Beredsamkeit lenkt jeden, der ihn anhört, dahin, wo er ihn haben will.

Sein Habichtsblick entdeckt Rach und Raubsucht. Sein Vortrag ist sonorisch, reizend, und gewaltig. Sein Genie bößartig, aber allgemein; und er wäre wirklich ein grosser Mann, wenn er zugleich ein ehrlicher Mann seyn könnte. Dieses will er aber nicht einmal zu seyn scheinen. Er spottet vielmehr alles Tadels, ist unverschämt, und verwägen. Trotzt aller Tugend und Rechtschaffenheit laut, und seine Feder ist beissend, satyrisch, einnehmend, überzeigend, rasch, voller Spitzfindigkeit, und angenehmer Wendungen, die er seinen unerschöpflichen Gedanken zu geben weiß. Kurz, er ist der gefährlichste Mann in der menschlichen Verbrüderung, der alles wagt, um seinen Zweck zu erreichen. Ich widerspreche nicht, daß in einer so grossen Nationalversammlung auch dergleichen Leute nicht unnütz sitzen. Er macht aufmerksam auf seinen Vortrag, weil man weiß, daß sein Verstand durchdringend, und sein forschend Auge hell sieht. Er kann also viel Gutes auf die Bahn bringen, viel neue Entwürfe schmieden; und da man sein Herz, seine Absichten kennt, so ist er im Ganzen

ge-

genommen eben nicht gefährlich, sondern das Gute aus seinen Gedanken bleibt anwendbar. Er schont nichts. Er spricht, und erregt Aufmerksamkeit. Die bescheiden Mitglieder entscheiden, und suchen Arzeney aus seinem Gifte und Geifer für die allgemeine Wohlfahrt zu bereiten.

Man sieht auch wirklich in denen bereits belebten Folgen und Entschliessungen dieses Senats, daß verschiedene Motionen, welche Mirabeau gemacht, und vorgetragen, einstimmig gutgeheissen worden sind. Andere hingegen sind verworfen worden, weil man zweydeutige Absicht des in sich selbst gefährlichen Redners bemerkte.

Es ist aber dennoch allezeit eine Schande, wenn die Väter des Vaterlandes einen schäbigten Mirabeau in ihrer ehrwürdigen Gesellschaft dulden müssen, weil ihn der hintergangene Pöbel zum Representanten ernannte. Ich bin wirklich vorwitzig zu sehen, ob er bis zum Ende in derselben bleiben wird.

Talenten und Kunstgriffe besitzt er genug, um alle zu betrügen; um Volksdienste zu gewinnen und sich selbst zum Minister der Nation herauf zu schwingen, dann sich reich zu stellen, und Blutbäder in allen Provinzen der Monarchie anzufächeln. Es giebt auch schon noch einige Beisitzer von Mirabeau-Art in dieser Versammlung, die sich durch Ränke hinein gewunden haben. Man kennt sie aber, und man kann sie schweigen machen.

An verschiedene geheime Parteygeister fehlt es darinnen auch nicht. In denen ersten Sessionen waren sie am besten zu bemerken. Es waren eigentlich die, welche nicht zum Hauptwerk schreiten wollten, die Stunden lang über Ceremoniengauckeley zankten, und nur Zwietracht stifteten, das Hauptwerk aber immer verschoben lassen wollten. Die Nothlage, in der man endlich steckte, hieß die prangende, prahlende Schwätzer, die Target und Advocaten schweigen, und der rechtschaffen denkende Theil gewann die Oberhand. Seit dem folgen ernsthaftere Auftritte.

Ich

Ich will aber hier in der ordentlichen Verbindung meiner Erzählung bleiben, und anmerken, daß in den ersten 6 Wochen wirklich gar nichts geschahe, noch entschieden wurde. Man zankte und perorirte 10 Stunden nach einander über nichts bedeutende Ceremoniele, wobey die Herrn Advocaten allezeit die erste Rolle spielten, die, sobald ein solider Patriot zu reden anfangen wollte, ihm mit Grobheit zuriefen: taifes voas — Dieser schwieg seufzend: der gelehrte Schwätzer beschäftigte alle Ohren einige Stunden lang, denn gieng das Streitgeschrey wie in einer Synagoge los, und der Tag war verlohren.

Der große Adel oder die Aristocraten von der Hofparthey forderten absolut, man sollte nicht nach den Köpfen, sondern nach den Ständen und Kammern votiren. In diesem Falle hatten sie den sichern Vortheil über die Gemeinen, weil sie die Beistimmung der großen Geistlichkeit versichert waren. Necker und die Klugen merkten aber, wohin man abzweckte, und man bestand nunmehro decisive darauf, daß die Vota von ei-

nem

nem jeden insbesondere aufgenommen werden sollten. Dieß war der entscheidende Donnerschlag gegen die Aristocraten. Und von diesen Augenblick fing man an, einen Hauptstreich zu projectiren, welcher die ganze Generalstaaten zernichten, und alles auf den alten Fuß setzen sollte.

Der Zeitpunkt war aber überschnellt, und die Rechnung ohne Wirth gemacht.

Ich stellte allen meinen Freunden in der großen Noblesse, die Feuer und Rache schraubten, so überzeugend als rührend vor, daß sie nachgeben, sich in die Zeit schicken, und laviren sollten. Und hätte man mir gefolgt, sie würden das nicht verlohren haben, was nunmehro unwiederbringlich geschehen ist. Sie hätten sollen den großen Haufen einstimmig beitreten, und ich bin gewiß, der Adel wäre nie so tief herabgesetzt worden. Es fiel ihnen unerträglich, und sowohl Ehrgeitz als Hab und Herrschsucht waren gereitzt, sobald sie sehen mußten, daß der Bürgerstand an den Adelsvorrechten Antheil nehmen

dürf-

dürfte. Bisher gehörten ihnen alle Hofchargen, alle einträgliche Ehrenämter, ausschließlich allein zu. Sie allein besetzten die Ringmauern des Thrones, und entrissen dem dürftigen und verdienstvollen Bürger alle Gelegenheit, empor zu klettern, oder an Hofgnaden Antheil zu nehmen. Der Monarch selbst war es nur dem Namen nach, unter dem Kapzaum ihrer Familien-Absichten. Ihre Kinder erhielten alle Pensionen, reiche Pfründe und Bisthümer allein. Und in der Armee durfte nur ein Edelmann Offizier werden. Die Obristen und Generale waren aber alle Aristokraten-Anhang, und ihre Schwanengeschöpfe. Auch die Gesandten, die Großen des Reichs, wurden allein aus den Versailler Hofkapriolenmachern gewählt — Was Wunder nun, wann sie alles wagten, um diese Vorrechten zu behaupten, und zum Nachtheil der übrigen Stände zu verewigen.

Necker hatte aber bereits der untern Bürgerklasse die Waffen in die Hände gespielt, um ihr Recht standhaft zu revindiziren. Ich lebte

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

zu der Zeit oft 14 Tage lang beständig in Versailles, oder bey dem Herzoge und Marchal de Noailles in der Nachbarschaft zu St. Germain, um mit denen Deputirten der Generalstaaten nähere Bekanntschaft zu machen. Täglich war ich in Gesellschaft mit einigen dieser Herren, die gerne offenherzig mit mir von der Sache sprachen, weil ihnen mein Vortrag gefiel, und um desto vertrauter mit mir umgingen, weil sie durch Lesung meiner schrecklichen Geschichte bey mir einen unversöhnlichen Haß gegen alle Despoten vermutheten. Hier hatte ich nun Gelegenheit, ganz deutlich auf die Folgen zu schließen, und so gar den Tag des Ausbruchs zu bestimmen. Ich fand wirklich unter diesen Deputirten vom Tiérs etat aufgeklärte Männer, die ich bewunderte, und ewig verehren werde. Ich fand sogar Advocaten, die wirklich Patrioten und erleuchtete Staatsmänner waren, die Sache von der rechten Seite betrachteten, auch anzugreifen willens waren. Alles beklagte damals den hartnäckigen Widerstand des Adels, welche die Fortschritte zum heilsamsten Werke hinderten. Andere

dere klagten mir, daß einige große Redner denen rechtschaffenen Männern das Maul halten hießen, welche nur trockne Wahrheit ohne Wörterschminke vorzutragen beeiferten. Und daß hiedurch das Hauptgeschäfte gehemmt würde, Man bemerkte auch bald, daß in dieser Versammlung viele bestochene Vaterlandsfeinde das Wort führten, daß man Factionen, Zerrüttungen, Zwietracht anzuspinnen bemühete. Und ich selbst habe verschiedene Engländer in Paris gekannt, die von mir Abschied nahmen, um noch vor der Revolution nach London zurück zu kehren, die aber alle, wie ich positive weiß, sich incognito in denen Provinzen vertheilten, um das Volk aufzuwiegeln, und Excesse zu verursachen. Dieses war nunmehro die Hauptabsicht der Hofparthey, und der Feinde Frankreichs. Und da das Nachgeben zu spät war, und man kein anders Mittel sah, um die alte Anarchie zu erhalten, wurde der Plan, der schreckliche Plan bey Hofe geschmiedet, dessen Ausführung die ganze Monarchie ohnfehlbar über den Haufen geworfen hätte. Der schlaue und gerechte Necker, that indessen

alles mögliche, um den Nationalcredit zu erhalten, und den Generalbanquerott zu verhindern. Die Hofparthey hingegen beschloß, daß man Paris verheeren, die Nationalbank zum Falliment bringen, und den Necker aufhenken, oder wenigsten aus dem Lande jagen sollte. Graf Artois des Königs Bruder war an der Spitze, und seine Absicht war, sich selbst und seine Kinder auf den königlichen Thron zu schwingen. Er mißhandelte sogar den redlichen Necker in des Königs Gegenwart, und trug ihm Stockprügel an.

Die Königinn, eine Dame, die leicht zu überreden ist, wurde bald für die schrecklichste Absichten gelenkt. Man schilderte ihr die Sache in einer solchen Gestalt, daß des Königs Sicherheit und Leben, die Succession ihrer Kinder, das Heil des ganzen Staats allein davon abhinge, daß man die rebellischen Köpfe der Nationalversammlung in die Bastille, die andern aber nach Hause schicken, daß der König seine despotische Auctorität behaupten müsse. Alles, was bisher geschehen war, kassire, und den

Herrn Necker nach Hause schicke, wenn er vorhero Rechnung in den Händen der Aristokraten würde abgelegt haben. Hier wäre der redliche Mann in solchen Händen gewiß verlohren gewesen, und vielleicht noch gar als ein Bösewicht unter Büttelshänden gestorben. Gott lenkte aber den Ausschlag gegen diese Rathgeber, und jeder vernünftige Mann konnte die Folgen leicht vorsehen, die ein so fürchterlicher und unbesonnener Entwurf hervorgebracht hätte. Ich wenigstens sahe ohne Widerspruch, daß die Hofparthey in allen Fällen unterliegen mußte. Und ich kann meinen Leser versichern, daß kein schlechter Plan jemals von Dumköpfen entworfen, keiner unbedachtsamer veranstaltet, noch schlechter ausgeführt wurde.

Ich könnte alle Hauptakteurs bey dieser Scene mit Namen nennen. Es ist aber eben nicht meine Sache. Aber den Grafen Breteuil muß ich nennen, weil ich in der Halsbands Geschichte mehr von ihm reden muß, und weil er als ein ausgeschreiener kluger alter Minister, der

an der Spitze des Anschlags stand, sich so schwach, so unvorsichtig, so lächerlich erwiesen hat, daß man ihm billig die Schande des ganzen fehlgeschlagenen Unternehmens beymessen kann.

Indessen hatten die Generalstaaten bereits beschlossen, und publicirt, daß jedermann frey sprechen und schreiben dürfte. Bis dahin wachte die Polizey in allen Winkeln, und wer nur ein freyes Wort gegen den Despotismus oder gegen die Aristokraten gesprochen hatte, der saß sicher in der Bastille, oder verschwand vor den Augen seiner Mitbürger. Dieses Staatsinquisitionsgericht hatte ehmals alle Patrioten schüchtern gemacht. Nunmehro stand aber das Feld für alle redliche Vaterlandsfreunde offen. Bald war ganz Paris mit Broschuren überschwemt, die Jedermann seinen Zustand erblicken liessen, die Aristokraten entlarvten, das Feuer zur Revolution anbliesen, den Despotismus in schrecklichster Gestalt schilderten, und alles zur Freyheit und Sache aufmunterten.

Das

Das berühmte Palais Royal in Paris, war nun der Sammelplatz aller Patrioten und Mißvergnügten, und genießt ohnedem das Vorrecht, daß sich keine Polizey in derselben darf blicken lassen, ohne vorhero vom Herzoge von Orleans, dem Eigenthümer desselben die Erlaubniß erhalten zu haben. Dieser Herzog hat nun wahrscheinlich den Plan für sich entworfen, daß er Volksliebe gewinnen, und bey der drohenden Revolution als Regent von Frankreich proclamiret werden wollte, wenn zuvor der König als unfähig der Regierung erkläret worden wäre. Er gestatete also allen möglichen Muthwillen, alle Ausschweifungen in seinem Pallast, der beständig mit vielen tausend tobenden Menschen angefüllt war. Ich muß hier denen, welche Paris nicht kennen, einen kleinen Begriff von diesem Gebäude machen.

Dieses Palais liegt am Mittelpunkt der Stadt. Seine Länge des innern Hofes beträgt über 300, die Breite bey 150 Schritte. Das Gebäude um denselben ist 4 Etagen hoch, und mit allen möglichen Gattungen von Menschen be-

bewohnt. Man zählt allein gegen 400 Freudenmädchen der ersten Classe in diesen Wohnungen. Viele Gasthöfe, wo Fremde einkehren. Etliche große Repaurateurs oder Küchen, wo man stündlich mit fürstlichen Tafeln zu allerhand Preisen bedient werden kann. 3 grosse Caffeehäuser treiben ihr Handwerk darin mit allen möglichen Annehmlichkeiten und Betrug. Und mehr als tausend Stühle stehen unter denen 4 fachen Linden und Kastanienalleen allein zur Ruhe für die Zuschauer. In diesem Gebäude befinden sich nun auch verschiedne Säle, die an Gesellschaften vermiethet sind, und wo Klubs oder tägliche Zusammenkünfte gehalten werden. Auch die geflüchteten holländischen und brabantischen Patrioten besuchen hier einen solchen, welcher aus 6 grossen Zimmern nebst 3 Billards und aller möglichen Bequemlichkeit zur Lektüre und Unterredung besteht, und wo ich selbst viele Stunden zuzubringen die Erlaubniß und Zutritt hatte. Diese Leute führen nun die beste Corespondence durch die ganze Welt, sind reich, zahlen ihre Emissarien und machen Entwürfe, die verlohrne Freyheit

wie-

wieder zu erlangen. Hier war also der Sammelplatz aller Tagsneuigkeiten.

In der Mitte dieses schönen Platzes ist nun ein prächtiges Gebäude in chinesischen Geschmack angebracht; dessen Saal 140 Schritte lang ist. Das Dach ist flach, wird mit Orangerie und fremden Gewächse, wie ein Garten besetzt. Mehr als tausend Lichter und Fackeln beleuchten dieses irrdische Paradieß. Um den Platz herum, sind 20 Fuß breite, mit breiten Steinen gepflasterte Spatziergänge, mit einem eisernen Gitter eingefaßt, woselbst man bey Regenwetter trocken unter einer Reihe von Collonaden spatzieren geht. Um und um aber sind mehr als 400 Boutiquen, wo Gold, Silber, Modengeschmack das Auge blenden. Hier um spatzieren den ganzen Tag und halbe Nacht die aufgeputzten Buhldirnen von der ersten Classe im fürstlichen Aufzuge herum, und suchen Eroberung. Alle Alleen sind aber von beyden Seiten mit sitzenden Zuschauern besetzt, welches eine herrliche Augenweide verursacht. Stündlich kommen Neuigkeiten. Alles wird neu hie-

her-

hergetragen, und ist auch jeden Tag in verschiedenen Brochuren zu lesen, weil 10 Buchläden in diesem Bezirk ihre Waaren ausbieten, und die Colporteurs in allen Winkeln Neuigkeiten ausschreien.

Ich selbst schrieb in diesem stürmischen Zeitpunkt einige Blätter, die grossen Beyfall fanden, weil sie nach den damaligen Lieblingsgeschmack für erhitzte Köpfe geschrieben waren.

Ich ließ auch 3 Monate vor der ausgebrochenen Revolution mein Bild in Kupfer stechen. Unter welches folgende Inschrift zu lesen war.

Du Fanatisme affreur, du pouvoir arbitraire
Personne plus que moi a supporté les coups
Voieij le tems de la L'umiere:
Peuple née pour l' honneur. Francois eveille vous.

Oder

Oder Deutsch:

Dieß ist das Bild, von dem der Fürsten Eigenmacht,
Und schlauer Pfaffenlist zum Martyrer gemacht.
Nun bricht der Tag heran, es blinkt der Freyheit Licht:
Gelegenheit ist da! Franzose schlummert nicht.

Dieses Bild und meine von mir selbst Französich übersetzte Lebensbeschreibung wurde nun mit Censur gedruckt, und öffentlich verkauft. Dieses vermehrte Liebe und Zutrauen des Volks für mich. Man hatte schon, noch ehe ich nach Frankreich kam, zwey Theaterstücke aus meiner Geschichte gemacht, die den Titel führten: Le Baron Trenck. Diese fanden so viel Beyfall und Zulauf, das jedes, mehr als 80 mal auf den Theatern aufgeführt werden mußte, wobey die Applaudirung ohne Beyspiel war. Beyde machen mir viel Ehre. Sind aber nur zu einer Zeit auf Theatern zu erlauben, wenn man das Volk wider fürstliche Eigenmacht aufbringen und eine Empörung befördern will. Hiedurch ist aber mein Name und meine

Geschichte in Frankreich so bekannt auch beliebt worden, daß ich mitten unter der allgemeinen Gährung, wie unter Brüdern und Freunden mit lautem Beyfallzuklatschen, umher gehen konnte, und daß zu einer Zeit, wo ich gewiß keinem österreichischen Offizier hätte rathen wollen, sich auf der Strassen, viel weniger in Gesellschaften sehen zu lassen. Das ist der Lohn des ehrlichen Mannes in allen Staaten, und ich kam diesmal nach Paris in einem Zeitpunkt, wo alle Moden à la Trenck, Tabatieren à la Trenck, Haarbuz à la Trenck, und mein Bild von den größten und schönsten Damen en Braselets getragen wurde. Da ich nun der Sprache vollkommen mächtig bin, und denen Damen schöne Sachen zu schwätzen, nach den Modegeschmack die Inpromtu im Stegreife zusagen mußte, so ist gewiß noch nie ein Deutscher mit so viel Leutseligkeit, Vertrauen, Beyfall und Achtung in Paris aufgenommen worden, als ich, wogegen ich diese Nation auch gegenwärtig schätze, und bey ihr zu sterben wünsche, weil sie frey und glücklich zu seyn verdient.

Ich

Ich kehre nach diesem nothwendigen Seitenschritte zum Palais Royal zurück. Dort wurde nun alles ausgebreitet, und entworfen, was bald nachhero in hellen Flammen ausbrach.

Man sahe täglich Leute von der niedrigsten Classe auf einen Stuhl treten, und dem Volke stundenlang aufrührische Reden halten, die oft mit vielem Nachdruck, und Geschicklichkeit, allzeit aber mit Gefühl und Applaudirung aufgenommen wurden. Laut sprach nun jedermann gegen den Hof und seinen Anhang, und die sonst von der Polizey so streng gefesselte Franzosen durften nunmehr frey sprechen, denken, und handeln. Alles war aufgeklärt, und die sogleich zum Vorschein kommende Schriften wurden auch vom Pöbel gelesen, und ihnen überzeugt, daß das Volk ohne König, dieser aber nicht ohne Volk seyn könne.

Ich muß auch zur Ehre der Nation öffentlich bekennen, daß ich dieselbe in ihrem ganzen Charakter umgeändert fand. Der ehemalige Leichtsinn war verraucht und verbannet.

Man beschäftigte sich mit wahrer Aufklärung, und anstatt des ehemaligen vive le Roi hörte man nichts als vive la Nation rufen. Man betrachtete mich als einen Freund der Freyheit, und ich wurde in allen Gesellschaften um Rath gefragt: Man entdeckte sich mir ohne Rückhalt, und umarmte mich als einen Mitbruder. Both mir auch eine ansehnliche Pension, Tittel und Dienste an, falls ich mich in Frankreich bey einem freyen Volke etabliren wollte.

Nun fing man ernstlich an, den Hof in Versailles zu beobachten. Die Aristokraten hingegen schritten zum Werke.

Der Plan war gemacht, daß auf einmal 40,000 Mann in der Plaine von Sablon campiren sollten. Alle deutsche Regimenter hatten den heimlichen Befehl erhalten, still aufzubrechen, und an den bestimmten Platz so zu marschiren, daß sie alle an einem Tage von allen Seiten eintreffen. Dann sollte sogleich Paris mit Gewalt angegriffen werden, und um die Soldaten zu gewinnen, wollte man ihnen die

Plün-

Plünderung der Stadt erlauben. Der Gouverneur in der Bastille solle aber die Stadt mit glühenden Kugeln beschiessen.

Da nun keine Munition aus Paris, ohne groß Aufsehen, zu haben war, so ließ man aus Metz ein mit Pulver und scharfen Patronen beladenes Schif, das aber mit Stroh bedeckt war, nach Versailles kommen. Die Bürger in Chalon entdeckten aber dies Geheimniß, das Schif wurde visitirt, angehalten, und nun fehlte es an Munition. Die Anstalten waren überhaupt so schlecht überlegt, daß nur 4000 Mann in der Plaine de Sablon nahe bey Paris eintrafen, und daselbst ihr Lager aufschlugen. Die andern Regimenter waren noch 8 und 10 Tage zurück.

Was sollten die Pariser hievon urtheilen, besonders da man alle Brücken, die nach Versailles führen, mit Batterien besetzte. Und inzwischen wurde der König bewegen, folgenden unbedachtsamen Schritt zu machen, ehe er Unterstützung versichert war.

Er gieng nämlich in der Generalversammlung, und cassirte im gebieterischen Tone der unumschränkten Majestät alles, was die Generalstaaten bishero beschlossen hatten. Und diese hatten just Tags zuvor ein ewig Gesetz gemacht auch beschworen, daß jede einzelne Person dieser Versammlung, welche die ganze vereinigte Nation repräsentirte, als geheiligt angesehen werden sollte, und daß alle Beleidigung, die nur einem einzeln auch von Seiten des Monarchen geschehen möchte, eben so angesehen werden sollte, als beleidigte man die ganze Nation; auch daß sie während dieser Congregation keinem höhern Befehl zu gehorsamen habe.

Es war also eine Thorheit, diesen Schritt nicht ehe gemacht zu haben. Nunmehro war es zu spät, und der König wurde ausgelacht. Er befahl hierauf, die Versammlung sollte sogleich auseinander gehen. Abermals Gelächter. Und man antwortete ihm trocken, dieses würde nicht geschehen. Sie repräsentirten die Nation, und ohne diese sey der König nichts.

Sie aber wollten in geheiligten Sammelplatze der Nation alle Extremität als Patrioten und Väter des Vaterlandes abwarten. Der König gieng heraus. Niemand folgte — — Er schickte den Guarde de Sceau zurück und ließ Ihnen befehlen, sie sollten sogleich auseinander gehen. Sie thaten es nicht, und spotteten der Befehle. Da nun derselbe dem König die unangenehme Entschiessung brachte, antwortete derselbe mit großen Phlegma — — Eh bien ! foutre qu'ile ii restant. Oder Sie mögen da bleiben, wenn sie nicht gehen wollen.

An eben dem Tage foderte Herr Necker seinen Abschied. Dieses war schon der Glockenschlag zur Revolution. — Das Volk drang mit Gewalt nach Versailles. — Die garde francoise verließ den König, und hätte dieser nicht eilfertig den Herrn Necker rufen lassen, sich mit ihm und der Königinn auf den öffentlichen Balcon freundschaftlich gezeigt, und Necker selbst herab gerufen : Ich bleibe ; so wäre an eben diesem Tage eine wundervolle Tragödie in Versailles erfolgt. Nun aber wurde die Gährung immer reifer zum Aus-

bruche. Ich muß aber noch vorläufig diese wichtige Anmerkung erzählen, die sonnenklar erweiset, wie groß damals die Verwirrung unter den Haufen der Aristokraten war, und was für grobe Fehler geschahen, die alle ihre Anschläge zernichten mußten. Ich war eben in St. Germain, wo 240 Mann garde du corps im Quartier lagen. Nachmittags um 4 Uhr erhielten sie Befehl aus Versailles, daß sie früh um 5 Uhr zu Pferde in Versailles eintreffen, und sich mit scharfen Patronen versehen sollten. Nun liefen alle diese junge Edelleute bey ihren Maitressen in der Stadt herum, und erzählten die schreckbare geheime Ordre, kauften auch einzeln in allen Boutiquen Pulver und Bley.

Ist wohl jemals eine einfältigere Procedur begangen worden? und dennoch glaubte man in Versailles, die Bürger wären alle so blind und dumm, daß sie nichts argwohnen könnten.

Abends war ich in einer Gesellschaft, wo etliche dieser garde du corps soupirten, die alle

sehr

sehr unruhig schienen, und wohl geneigt waren, in Versailles zu paradiren, aber eben nicht um scharfe Patronen zu brauchen. Die Gesellschaft bestand aus Patrioten, und die jungen Leute wurden aufgemuntert, daß sie nie auf Mitbürger Feuer geben sollten, wozu sie alle einstimmten, und die Procedur des Hofes mißbilligten. In ganz St. Germain verbreitete aber die Nachricht, daß die Garde Pulver und Kugeln kaufen, eine besondere Fühlung, und man gab ihnen keins, sondern behielt es für eigne Vertheidigung in allen Fällen. Jeder Hauswirth suchte nun schon sein Gewehr hervor. Und die Garde des Königs konnte den Befehl nicht vollziehen, mit geladenem Gewehr zu marschiren. Zeugt dieses nicht von der unüberlegten Blindheit eines Marschals Braglio, eines alten Minister Breteuil, die das Ruder der aristokratischen Anschläge führten.

Um 1 Uhr nach Mitternacht kam ein Courir aus Versailles mit dem Befehl: die garde du corps sollten in St. Germain bleiben und nicht marschiren. Alles war froh zum Entzü-

cken. Um 7 Uhr frühe kam aber wieder ein anderer Courir angesprengt, mit den Befehl, die Garde sollte mit verhängtem Zügel nach Versailles eilen.

Welcher Contrast! welche sichtbare Zeichen schwacher Befehlshaber. Innerhalb 18 Stunden dreyerley Ordre zu geben. Nun befahl der König, an diesem Tage den Saal der Generalstaaten zu verschliessen und mit Wache zu besetzen lassen. Sie kamen heran, und wurden abgewiesen. Giengen aber alle in eine Kirche, und hielten daselbst ihre Versammlung ohne Scheu.

Hier war nun wohl der Anschlag der Hofparthey sie alle arretiren zu lassen, und in die Bastille zu schicken. Deßhalb man vermuthlich die Garde du Corps beordert hatte anzurücken. Da aber indessen schon der größte Theil der französischen Garde in Paris ihre Fahnen verlassen hatten, und den Volk zugefallen war, da man besorgte, die in Versailles stehende Compagnien dieses Corps würde

eben das thun, und die Schweitzer gleichfalls folgen, die zu viel Ehrfurcht für die Generalstaaten hatten, so unterblieb diesmal alle Gewalt, und man mußte beschämt zusehen, wie die meisten Bürger an den Ort der Versammlung herbeyeilten, um ihren Landesväter im Fall einer Beleidigung zu schützen, und mit ihnen zu bluten.

Indessen kampirten die 4000 Mann in der Plaine von Sablon, verschanzten ihr Lager, und duldeten, daß die Pariser Bürger, auch viel desertirte garde francoises in das Lager heraus kamen, und sich mit ihren Cammeraden unterredeten. Diese erzählten ihnen, wie wohl es ihnen in Palais Royal erginge, und daß es besser sey, mit dem Volk, als mit dem Könige zu halten. Auch dieses zu gestatten, war schon ein großer Fehler der Aristokraten.

Da nun keine Zeit mehr zu verlieren war, und man die Ankunft der übrigen Truppen nicht mehr abwarten konnte; auch zu fürchten war, die Pariser möchten einen Generalsturm auf das klei-

kleine Lager machen, und alles vereitlen, so rückte Abends den 13ten July gegen 7 Uhr der Prinz Lambese mit seinen Truppen in die Tuillerien nach Paris, dort versammelte sich nun eine große Menge unbewafneter Pöbel, um zu sehen, was vorgehen sollte. In eben dem Augenblick ritt aber Lambese herum, und massacrirte eine spatzierengehende Frau, drohte, lärmte und machte Gasconaden. Das Volk fing an, auf die Soldaten anzudringen. Lambese commandirte Feuer! aber auch nur ein Zug von dem Regiment Royal allemand gehorchte, und feuerte scharf unter das Volk. Die andern weigerten auf Bürger zu schießen, kehrten um, und ritten davon. Im Augenblick fiel man auf die, welche geschossen hatten, und 9 Mann und Pferde wurden in Stücken zerrissen. Lambese floh nach der Plaine von Sablon, und das ganze Windprojekt der Aristokraten war unter einer so schlechten Anführung und Disposition vereitelt. Man wollte, und wollte nicht, und die Unentschlossenheit der Anführer rettete Paris. Es war aber noch dümmer, mit 4000 Mann eine solche Unternehmung gegen ein Million Menschen

zu wagen, zu welcher bereits 8000 Deserteurs, gegen 2000 Mann der garde francoise, und viel Schweitzer übergegangen waren. Nun war auf einmal der Ausbruch da. Alle Sturmglocken der Stadt wurden zugleich angezogen. Der Pöbel lief in allen Strassen mit dem fürchterlichen Geschrey — zum Gewehr! und man hörte überall laufende Schaaren zusammen gerotteten Volks mit Allarm-Trommeln begleitet. Im Augenblick war die ganze Stadt mit Millionen Lichtern und Fackeln beleuchtet, so, daß man überall wie am hellen Tage sehen konnte. Jeder Bürger stand an seiner Thür, und gab sein Gewehr dem stürmenden Volke, welches auch zugleich die Schwertfeger und Büchsenmachergewölbe ausräumte. Die Barrieren und Zollhäuser, die Theile der Stadtmauer, welche noch nicht fertig, und nur mit Holz und Brettern verwahrt waren, wurde in Flammen gesetzt. Und nun sahe man bey dem schrecklichsten Getöße Feuer auf allen Seiten der ungeheuren Stadt, die ich aus meiner Wohnung auf den Baaleward ganz übersehen konnte. Man hörte auch überall schießen, und ein Geschrey, welches allgemeine

Ma-

Massakre und Plünderung vermuthen machte. Indessen war das ganze Palais Royal mit Menschen gefüllt, welche den Anbruch des Tages erwarteten.

Früh um 9 Uhr kam nun die Nachricht, daß Necker vom König verabschiedet, und sogleich aus Frankreich vertrieben sey. — Hier folgte im Palais Royal eine allgemeine Stille. — Schrecken, Gram und Verzweiflung konnte man in allen Gesichtern lesen — und alles schien so finster, so drohend, wie das schwangere Gewölke vor dem Ausbruche eines schweren Gewitters. Auf einmal brach die Wuth loß, alles rief — aux armes. Alle Stühle waren im Augenblick zerschlagen, jeder ohne Ausnahme bewafnete sich wie er konnte, und lief rasend herum, ohne zu wissen wohin. — Gegen Mittag aber war alles schon in Ordnung, und in Schaaren getheilt, welche so, wie die regulärste Miliz dergestalt die Patroulle in der ganzen Stadt hielte, daß in jeder Viertelstunde eine die andere in allen Strassen begegnete, und ein jeder schon bewaf-

net

net war, ohne daß die mindeste Excesse noch Plünderung begangen wurde.

Der Pöbel selbst hielt bey allgemeiner Verwirrung noch Ordnung. Solche Ordnung, daß ein junger Bursche, der im Gedränge ein Schnupftuch stahl und auf der That ertapt wurde, auch in eben dem Augenblick von den Umstehenden erhascht, an einen Laternenpfahl gehenkt sterben mußte.

Nun lief ein Schwarm dieses bewafneten Pöbels nach Bicetre, um dort alle Criminalsgefangene los zu lassen, deren Zahl über 600 Köpfe belief. So bald man aber daselbst eintraf, trat ein Handwerksbursche auf — rief silence! — — nach den damaligen Pariser Brauche, und hielt eine kurze Anrede folgenden Inhalts:

Er sagte: „Wir braven Vertheidiger der „Freyheit haben das Gewehr ergrifen, um un„ser Vaterland vom Joche der Tiraney zu „retten. Die Unternehmung ist edel. Wollen

„wir

„ wir denn nun wohl unsere Ehre unsern Nach-
„ ruhm besudeln, wenn wir Bösewichte, Die-
„ be und Mörder aus verdienten Gefängnissen
„ befreyen, und sie als Mitgehülfen einer edlen
„ Handlung brauchen, welche wir ohne ihre
„ Mitwirkung rühmlich vollziehen, und mit
„ redlich französischen Blut besiegeln wollen.

Gleich herrschte eine allgemeine Stille — einer sahe den andern an — — und kehrten beschämt zurück, nachdem man zuvor eine Wache an die Thür gestellt, um sie desto sicher zu bewahren. Ist dieses nicht ein schöner Zug des Nationalkarakters, der Ihnen Ehre macht? Man ließ hingegen an eben dem Tage alle wegen Schulden verhaftete in Freyheit.

Ich selbst hatte für mich folgende Vorsicht gebraucht. Da ich das Vertrauen beyder Partheyen genoß, war ich in einer großen Gesellschaft der Aristokraten, und sprach mit einem der Ersten ganz vertraulich. Da er nun an mir erfuhr, daß ich den 1ten Juli von Paris nach Hause reisen wolle, sagte er mir mit Händedrü-

drücken: lieber Trenck! bleiben sie bey uns bis zum 20, dann sollen sie unsere Avantgarde commandiren. Wohnen sie sodann unter uns. Sie sollen sogleich Marschal de Camp mit 8000 Liver Pension seyn — — und ihrer Kinder Glück wird sicher folgen. Reisen sie nicht weg. Bald werden sie den günstigen Ausbruch unserer Hofparthey erleben, und Paris und die stolze Nationalversammlung gedemüthiget sehen.

Ich antwortete auf solche Art, daß ich nichts ablehnte, nichts annahm. Sagte aber dabey nach einigen Wortwechsel, worinn ich am glücklichen Ausgange seines Entwurfs sehr zweifelte.

„Ich will unabhängig als Weltweiser le-
„ben und sterben. Für Beförderung der Ei-
„genmacht trage ich kein Haar auf meinem grauen
„Kopf. Aber für Völker Freyheit wallt noch
„feurigs Blut in meinen Adern. Uebrigens bin
„ich Philosoph, sehe alles gern gründlich für
„mich allein, und mische mich in nichts —

Da

Da ich nun die Anstalten sahe, und das Geheimniß wußte, konnte ich auch sogar den Tag des Ausbruchs vorsehen; um nun nicht in eine oder andere Parthey verwickelt zu werden, nahm ich von allen meinen Freunden Abschied, bestellte die Postpferde, besorgte meinen Paß, und fuhr dem Scheine nach davon — — kehrte aber heimlich zurück, und nahm meine Wohnung in einem Privathause bey dem berühmten Hofjouvelier Böhmer, welcher wegen der Halsbandgeschichte bekannt ist. Hier lebte ich incognito, sahe alles zu, und schlich Abends in das Palais Royal zu einem sichern Baron Heyden, meinen Freunde, der daselbst logirte. Dieser Heyden war ein ganz besonderer rechtschafner Mann, welcher den amerikanischen Krieg mit den Engländern rühmlich mitgemacht, tausend Fata erlebt, dann aber unter denen Patrioten in Amsterdam eine große Rolle gespielt hatte. Er lebte in Paris, von diesem unterstützt, und besaß das unbegränzte Vertrauen aller bedrängten Holländer, und mißvergnügten Brabanter, die bey ihm ihren Sammelplatz zum deliberiren hatten. Dabey war er der

ver-

vertrauteste Freund des Marquis de la Fayette, und arbeitete in Stillen für seine Freunde.

Bey diesem Manne, den ich ewig verehren werde, erfuhr ich nun alles, was von Seiten der Pariser Patrioten vorging, und wir sprachen unter uns ohne Rückhalt. Ein Glück war es für mich, daß ich am Tage der Revolution nicht mehr in meiner alten Wohnung zu finden war. Einige Scharren des wütenden Volks hatten mich wirklich daselbst gesucht, um mich an ihrer Spitze zur Eroberung der Bastille zu wählen. Wäre ich zu Hause gewesen, so mußte ich ohnfehlbar dem Zwange folgen. Und dieses war eben nicht ehrwürdig für mich. Indessen bleibt es allezeit merkwürdig, daß sogar der Pöbel einer fremden Nation mir mehr Ehre zu erzeigen bereit war, als die gewiß nicht thun würden, für die ich 40 Lebensjahre aufgeopfert habe.

Ich war an diesem merkwürdigen Tage heimlich in Palais Royal, mitten unter einigen Häuptern der Patrioten, bey meinem Freunde

de Heyden. Und munterte sie auf, schleunigst eine Motion zur Eroberung und Zerstörung der Bastille zu machen. Die Emissarien gingen unter den großen Haufen. — Auf einmal brach der Lärm los — — Aux armes — a la Bastille — — und innerhalb zwey Stunden war alles vollbracht.

Die Sache verhielt sich auf folgende Art:

Man schickte 4 Deputirte an den Gouverneur dieses schreckbaren Steinklumpens, und ließ von ihm Gewehr und Munition zur Bewafnung der Bürgerschaft fodern, um sich gegen alle Angriffe der Aristokraten, auch gegen den stürmenden Pöbel zu bewahren.

Mit diesen Deputirten folgt ein ungeheurer Schwarm theils bewafnet theils unbewafneten Volks, unter welchen sich auch gegen 100 Mann von der Garde Francoise mischten. Dieser Schwarm drang zu erst in das Invalidenhaus, und bemächtigte sich daselbst der Artillerie und ungefehr 18000 Flinten und Säbeln.

Die

Die Deputirten eilten zur Bastille durch die Seite des Gartens und der Lindenallee, die dahin führte. Die Zugbrücke war am Hause des Gouverneurs aufgezogen. Man meldet sich, auch die Absicht warum man da wär. Der Commandant sprach mit ihnen von der Mauer, erklärte, daß er ihnen willfahren würde, sie sollten nur herein kommen. Gleich wurde die Zugbrücke herunter gelassen, die Deputirten giengen hinein, und daß um Ihnen sich drängende Volk folgte wider Willen, weil die hintersten sie vorwärts drückten. Kaum waren 50 Menschen hinein getreten, so wurde die Zugbrücke aufgezogen. Man hörte feuern, und Hilfe schreien. Und der Gouverneur hatte treulos gehandelt. Zugleich donnerten die Canonen, von der Höhe des Schloßes auf das Volk. Hier brach nun Wuth und Rache los. Der alte Canonier Invalide, welcher par ordre die Zugbrücke aufzog, konnte sie nicht so geschwind in die Höhe bringen. Ein Garde Francois schoß ihm den Arm entzwey und er ließ sie fallen. Nun drang alles mit Gewalt hinein. Gleich stand das Haus des Gouverneus in

lichten Flammen. Die Mauern an den Graben wurden auf unglaubliche Art im Augenblick erklettert: In denen Nebenhäusern liefen die Bürger auf das Dach, und schoßen ein par Canonier auf den Oberbatterien tod. Diese hatten bishero aus Volksliebe nur blind gefeuert. Nun aber ergrif sie die Rachsucht, und sie feuerten etliche Schuß mit Cartetschen, die aber nicht viel wirkten, weil sie nicht perpendiculär herabschiessen konnten, wo das Volk schon im Vorhofe, und unter den Kanonen die Mauern erstiegen hatten.

Nun war es bald geschehen. Die Besazung bestand in etwa 60 Mann Invaliden. Und es war ein Hauptfehler der Aristokraten, daß die Bastille nicht besser besetzt war. Man erfuhr aber später, daß an eben dem Tage eine starke Besatzung hätte hereinrücken sollen, welches zum Glück der Pariser von ihnen in Zeiten gehindert wurde.

Nun ergrif man sogleich den Gouverneur Herrn de Launai und seinen Platzmajor. Einige alte Canonier starben in Handgemenge, die

an-

ändern, welche Kanonen losgebrannt hatten, wurden im Triumph nach dem Platz de Greve geschlept, um dort gehenkt zu werden. Dieß Spektakel war gräßlich anzusehen. Die 70 und 80 jährigen Greise der Wuth des Pöbels überlassen, deswegen zum Richtplatz geschlept wurden, weil sie Soldatenpflicht aus ihrer Obrigkeit Befehl vollzogen hatten.

Der Gouverneur und Platzmajor kamen aber nicht bis zur bestimmten Richtstätte. Der erste fiel vor dem erbitterten Volk auf die Knie, und bat um Gnade, wie ein niederträchtiger Bösewicht zu bitten pflegt. Beyde wurden so mit Schläge und Stößen mißhandelt, daß sie halb entseelt zur Erde fielen, dann schnitt man ihnen die Köpfe ab, und trug sie zum Schau in der ganzen Stadt im Triumphe herum, so wie es alle Schurken verdienen, die eine so verfluchte Stelle sollicitiren und übernehmen, bey welcher man kein ehrlicher Mann bleiben kann, und ein Tyrann und Menschenschinder seyn muß, um tyrannische Befehle gegen unschuldige Mitbürger zu vollziehen, die will-

kührlich, und nicht nach Ordnung der Gesätze verurtheilt werden.

Ich sahe deshalb wirklich mit Vergnügen den blutig triefenden Kopf des Launai herumtragen, weil ich lange vorher wußte, daß er ein Menschenschinder war; und wünsche vom Herzen allen denen, welche sich zu einem solchen Amte gebrauchen lassen, nebst allen Capidgi Bassen der Sultane ein gleiches Schicksal. Das Amt eines Gouverneurs der Bastille war ehemals eines der ehrwürdigsten in Frankreich. Sie mußten nothwendig Lieblinge des Hofes, und Sklaven der Minister seyn, um das Vertrauen zu verdienen, die ihnen zugeschickte Schlachtopfer laut dem beykommenden Lettre de cachet auf das strengste und genaueste zu martern, oder in die andere Welt zu expediren. Dabey wurde man zugleich bald reich. Denn einerseits gab es Gelegenheit, wo Erbarmen oder Vorsprache mit baarem Gelde konnte erkauft werden. Zu gewissen Zeiten schloß der Gouverneur den Contract mit dem Gefangenen für seine Lösung, welches sodann mit einer Familie du Bary, mit einer

Pom-

Pompadour, einem habsüchtigen Minister, einer Hure, oder einer Hofdame getheilt wurde, die einen Lettre de cachet vom Duc de la Vrillere, von einem Richelieu, für baare 50 Louisd'or gekauft hatte, um einen ehrlichen Mann ohne Verbrechen in die Bastille zu sperren. Ueber dem war noch eine sichere Gelegenheit da, wo der Gouverneur sich bereichern konnte. Für manchen Arrestanten zahlte der Hof einen Louis, für andere 1/2, und für die letzte Klassen 6 Livres täglich Kostgeld. Manche Gouverneurs liessen ihren Arrestanten keinen Mangel leiden. Andere gaben ihnen hingegen die elendeste Kost, liessen sie hungern und darben, und zogen noch immer ihr Kostgeld, wenn der Pensionirte bereits im Grabe vermodert war. Manigmal war dem Minister viel daran gelegen, daß der Gefangene nie wieder das Taglicht erblicke. — Und der Herr Gouverneur meldete, sein Arrestant sey bereits gestorben, wann der Befehl zu seiner Befreyung einlief. Oder man expedirte ihn nach Belieben durch Hunger oder Marter in die andere Welt. Ueberhaupt ist es schade, daß bey der Eroberung dieser Mördergrube das Volk die

Archive plünderte, und die wichtigsten Schriften zerstreute, oder wegnahm. Meine Bediente brachten mir selbst ein Paquet nach Hause, welches sie auf der Strasse weggeworfen gefunden hatten. Und ich habe selbst grosse Ballen von Lettres de cachet gesehen, die man auf das Rathhaus trug, wo jedes Blatt ein Urtheil eines Staatsbürgers war.

Mancher Uriasbrief dieser Gattung lautet:

Ich schicke euch diesen Arrestanten. Niemand soll wissen, wo er hingekommen ist, und binnen 14 Tagen muß er nicht mehr seyn.

Louis

an meinen Gouverneur
der Bastille.

oder es hieß:

Ich schicke euch diesen Mann; der binnen 9 Tagen mit der grossen Marter expedirt, oder der Hunger sterben soll.

Louis.

Auf diese Art sind seit 200 Jahren unzählige Menschen in diesem Höllenschlunde aufge-

opfert

opfert worden, und es wäre zu wünschen, daß die Nationalversammlung gegenwärtig die ganze Geschichte der Bastille öffentlich drucken liesse, so würde man überzeugt werden, was die Menschen sich selbst schuldig sind, um dergleichen Martergruben, die allein von der Willkühr des Hofes, und seiner Lieblinge abhiengen, mit eben der Wuth zu zerstören, als es in Paris endlich mit vollem Rechte, und löblicher Gewalt geschehen ist. Denen wenigen Männern, welche bey der Zernichtung derselben ihr Leben einbüßten, sollte man Ehrensäulen bauen, denen hingegen einen Strick um den Hals winden, und sie im Meer ersäufen, wo es am tiefsten ist, welche einem Monarchen rathen, Stein und Kalk zur Aufführung eines solchen Gebäudes herbey fahren zu lassen, welches der Schindanger rechtschaffener Patrioten, und tugendsamer Vertheidiger der Menschenrechte werden kann. Einige Tage nach dieser herrlichen Scene sahe ich dem Menschenschwarme zu, welche mit brennenden Eifer beschäftigt waren, diesen Steinklumpen zu demoliren, in welchem so viele tausend edle Franzosen, auch Deutsche, so unschuldig verschmachtet

sind,

sind; Und machte meine Betrachtungen, da ich ein Beyspiel vor mir sahe, was wohl eigentlich Monarchenmacht ist, wann der Unterthan seinen Werth und sein Recht zu fühlen anfängt. In Asien, in Rußland sollte sich niemand wundern, dergleichen Gebäude zu finden. In Madrid, in Rom noch weniger. Aber daß die aufgeklärten Franzosen, ein ehrgeitzig Volk, welches allen europäischen Völkern zum Muster, zur Nachäffung diente, wo die Wissenschaften blüheten, und der Mensch denken, auch lesen durfte: In einem Reiche, wo der verfeinerte Geschmack herrschte, wo die Liebe zu ihren Königen bis zur Raserey gestiegen war — bis zum Jahre 1789 die Existenz der Bastille duldete, dieses wird der Nachwelt ohnbegreiflich scheinen. — Nun liegt das stolze Babel im Staube da. Nun schämt sich erst der stolze Franzose seines vorigen Daseyns, und wird das Andenken solcher Männer segnen, die den Urstof zubereiteten, aus welchem diese glückliche Revolution für ihr Vaterland erfolgt ist. Gesegnet, ewig belohnt sey der edle Necker, welcher ohne Ehrgeitz noch Privatabsichten Frankreich gerettet hat. Denn

hätte er nicht Mittel erdacht, um den National-Banquerot zu hindern, so behielt der Despotismus die Oberhand, und die Bastille hätte noch viel tausend ehrliche Männer in ihrem Strudel verschlungen: Wonne, gefühlvolle Freude überströmte mein Herz bey jedem Hammerschlage, da ich diese von Menschenthränen so oft benetzte Steine zerschmettern sahe. Und ich betrachte meine letzte Reise nach Paris als einen Wink der wohlthätigen Gottheit, die mir bey grauen Haaren noch dieses erquickende Schauspiel wollte erleben lassen. Es waren bey der Zerstörung dieses Kerkers nur noch 9 Unglückliche darinnen verwahrt. Ich habe sie alle gesehen im Triumph im Palais Royal herumführen. Einer unter ihnen war ein alter Edelmann, welcher 39 Jahre mit wenig Taglicht in diesem Kerker geschmachtet hatte. Und was war des Mannes Verbrechen? er hatte als ein witziger Jüngling ohne Welterfahrung eine kleine Satyre gegen die Madame Pompadour gemacht.

Monsieur la Tude, den ganz Paris kennt, hat 40 Jahre eben das Schicksal, wegen eben der Hure erdulden müssen.

So gieng es in Frankreich zu.

Dieser Schreckensort, der eigentlich nur 21 Kerker zählte, hatte aber viele unterirrdische Löcher, wohin die gesperrt wurden, die todt hungern mußten. Und andere, wo die verschmachteten, welche denen zu viel ankommenden neuen Gästen Platz machen mußten, weil doch keine das Tagslicht mehr erblicken durften. Ein unterirrdischer Gang führte aber nach einem andern Gefängniß, wo die minder Verdammten hingeschleppt wurden, an denen weniger gelegen war.

Man weiß die Cabalen, welche beständig in Versaille gespielt wurden, um die Ministerstelle zu erklettern. Jeder, der starb, oder abgesetzt wurde, hatte seine Feinde in der Bastille verwacht. Und der neu-installirte füllte wieder andere Löcher mit denen, die ihm widerstanden hatten, ohne die Schlachtopfer des erstern zu retten. Dieses glaubte ein Minister für die Ehre des andern reciproc schuldig zu seyn. Und sicher ist es, daß unter der Regierung der Madame du Bary die Lettres de cachet um

50 Louisd'or bey ihr, bey ihrem Schwager, bey denen Ducs de Richelieu und la Brillere öffentlich zu verkaufen waren.

Man konnte demnach einen Feind für 50 Louisd'or los werden, den besten Staatsbürger auf ewig unglücklich machen, auch der Sohn den Vater einsperren lassen, um früher zu erben.

Kann wohl ein Staat tiefer fallen? und doch geschah dieses ohngeahndet, ohngefühlt, in dem erleuchteten, und mit seiner gelinden Regierungsform prangeuden Frankreich, welches andern zum Muster dienen wollte.

Man kann sich in solcher Lage wohl vorstellen, was für ein wichtiger Mann ein Gouverneur der Bastille war, dem jedermann huldigen mußte. Und wie grausam, wie böse die Seele eines Mannes seyn mußte, welcher sich als ein solches Werkzeug brauchen ließ. Launai war der letzte. Starb er wohl bedauernswürdig? und sollte man nicht eben ein solches Ende allen denen wünschen, die ein solches Amt suchen, oder

über-

übernehmen, wo man seine Mitbürger par ordre kränken muß, und dann irrig glaubt, man habe seine Pflicht erfüllt. Der Büttel thut eben das, aber mit weit mehr Ehre, weil er nur die nach öffentlichen Gesetzen verurtheilte Bösewichter abschlachten.

Auch dem Kerkermeister der Bastille widerfuhr sein Recht. Das Volk hieb ihm die Hand ab, da er saumselig schien, die Kerker aufzuschliessen, und seinen Raub entrissen zu sehen. Dann wurde er erst in Stücken zerrissen. So endigte sich das schönste Schauspiel der zur Empörung gezwungenen Pariser. Man fand noch halb in Ketten verfaulte Leichen einiger Unglücklichen in ihrem Kerker, obgleich unter dieses guten Königs Regierung weit weniger Schlachtopfer dahin geschleppt worden; und weil sein Menschenherz nichts von Lettre de cachet wissen wollte. Aber man fand dennoch in der Taschen des Gouverneurs eine Liste von 61 Personen, für die das Quartier bestellt war. Und dieses waren Mitglieder der in Versaille versammelten Generalstaaten, welche denen Aristokraten

ten am gefährlichsten schienen. Diese hätte man alle heimlich gemartert, und hingerichtet, und die andern alle nach Hause geschickt.

Ich bitte hier meine Leser, ein wenig stille zu stehen, und den schrecklich, auch lächerlichen Plan des damaligen Hofcomplots zu durchdenken.

Die zurückgekommenen Deputirten ihrer Provinzen hatten ja alle Rache geschrieen, und die Zurückgehaltenen wären von ihren Freunden wieder gefodert worden. Eine Generalrevolte war also die ohnfehlbare Folge gewesen. Und der König würde mit dem Theile der Armee, die man für ihn zu lenken gewußt hätte, eine jede Provinz mit Feuer und Schwerdt wieder haben erobern müssen.

Dieses war ja ohnmöglich, besonders in Frankreich, wo der Soldat Bürger ist, und weiß, daß er dem Staate und nicht dem Eigensinne eines Königs dient, der seine Unterthanen will todt schiessen lassen, um sie zu zwingen,

daß

daß sie bey schlechter Staatsverwaltung Hunger sterben sollen.

Paris wäre in einen Steinhaufen verwandelt worden, und durch den Banquerott der Staatskassen von 5000 Millionen geriethen alle wohlhabende Leute an den Bettelstab, die alle das Gewehr ergriffen hätten, um ihre Büttel zu züchtigen.

Es war demnach die glücklich ausgeschlagene Revolution eine Wohlthat für das königliche Haus, und das einige Rettungsmittel für den Staat. Verdienen nun nicht die, welche sie beförderten, Ruhm, Segen, und ewigen Dank!

Die ehrlichen Männer wären aber alle auf den Schaffot gestorben, wann ihre Gegner mehr Mässigung gebraucht, und klüger gewesen wären.

Nun muß ich doch auch etwas von der französischen Garde sagen; diese besteht aus 3000 Mann, wovon allezeit 4 Compagnien in Versail-

le

le Hofdienste verrichten. Etwa 14 Tage vor Ausbruch der Revolution giengen sie paarweise im Palais Royal spatzieren. Das Volk tractirte sie herrlich. Die Nimphen schlugen sich dazu. Sie blieben über Nacht wonnetrunken in ihren Armen; durften nicht mehr nach Hause gehen, und blieben im Palais Royal. Bald lernte man sie als Ueberläufer kennen: die andern folgten, um frey und gut zu leben, und allgemach desertirten ganze Compagnien. Lächerlich waren die ersten anzusehen. Die Nimphen gaben ihnen Federbuschen von ihren Hüten, und es standen Kerl da, welche einen Straußvogel ähnlich sahen.

Der Obriste lies etliche als Deserteur arretiren, aber gleich eilte das Volk zum Gefängniß, befreyte sie, und trugen sie im Triumphe auf den Schultern in Palais Royal herum. Bald kamen auch Schweitzer, und Deserteurs von denen Regimentern, die bey Sablon kampirten, steckten Siegesfedern auf die Hüte, und paradirten in Zügen mit Militärmusik auf dem Platze herum, wo das Volk ihnen Vivat zurief, und sie mit Geld beschenkte. In Versaille gevie-

riethen sie in Händel mit denen Hussaren vom Pertalozischen Regimente, die ihnen ihre Untreue vorwarfen, und vor des Königs Fenster wurde gemordet.

Indessen kann ich versichern, und als Augenzeuge bestätigen, daß das erste Scharmützel in der Tuillerie, und die Eroberung der Bastille sammt denen Gehenkten nicht mehr als 80 Menschen von beyden Seiten gekostet hat. Und dieß ist bey einer solchen Revolution in einer Stadt, wo 1 Million Menschen wohnen, sehr glücklich und ohnbedeutend. Man begrub sie mit Wehmuth, und es wurde ihnen ein Seelenamt gehalten, wobey der Priester in einer schönen Rede aus der heiligen Schrift dem Volke erwies, daß sie sich mit Recht empört, und die Todten den Himmel verdient hätten. Er sprach viel von Tyrannen, und that, was jeder Priester thut, wenn er sich in die Zeiten zu schicken weiß, und dem Volke gefallen will.

Sobald nun die Nachricht von Eroberung der Bastille nach Versaille kam, und man die

Pari-

Pariser Anstalten zur Vertheidigung hörte, wo alle Strassen, Zugänge, Hauptplätze, und Brücken baricadirt, mit Wagenburg geschlossen, und mit Kanonen besetzt waren, wurde die Bestürzung allgemein, und nichts blieb den Aristokraten übrig als die Flucht.

Jedermann packte ein, und die Königinn blieb in 24 Stunden von allen Freunden verlassen, die sich vor der Wuth des Pöbels zu retten suchten. In Paris lauerte man bey allen Barrieren auf heimliche Geldtransporte, und erhaschte viele 1000 Louis, die in Milchtöpfen, in Holzwägen und Krautkörben hinaus transportirt wurden.

Necker hatte indessen einen Brief vom Könige erhalten, daß er sogleich, so schleunig als möglich, aus dem Reiche fliehen solle. Das Schicksal dieses Lieblings und Retter der Nation entbrannte nun die Wuth des Volkes bis zur Raserey.

Ne-

Necker erhielt den Brief bey Tische, laß ihn, und Niemand, auch seine geliebte Frau konnte nichts an ihn bemerken. Nach dem Essen sagte er ihr. Mein Kind, ich habe heute nichts zu thun, wir wollen auf unser Landgut fahren. Er nahm von seiner einzigen Tochter Abschied, und fuhr mit ihr dahin. Dort entdeckte er ihr das Geheimniß, und gleich waren die Postpferde da, welche ihn über Brüssel glücklich über die Gränze brachten. Man sagte damals: seine Feinde hätten ihm unterwegs aufgelauert. Die Vorsehung half ihn aber durch, bis in die Schweitz, wo er aber sogleich die ehrwürdigsten Rappellbriefe erhielt. Er fuhr allein mit seiner Frau und einen Bedienten, der hinten vom Tag- und Nachtreisen schlief. Da er ohnweit Heilbrunn auf der Post abstieg, war der Bediente nicht da, und vom Wagen herunter gefallen. Bekümmert gab er dem Postmeister Ordre, ihn, es koste was es wolle, aufzusuchen, und ihm nachzuschicken. Er gab ihm 10 Louisd'or, und eine goldne Tabatiere zum Unterpfande im Falle es mehr kosten solle, und reisete ganz allein weiter. Der Postmeister

hat ihn gefunden, und nachgeschickt. Bey der Retour dankte ihm der ehrwürdige Greis, und schenkte ihm die Tabatiere. Es ist also ein Zeichen, daß der fliehende reiche Mann nicht einmal Vorrath in Geld bey sich hatte. Mehr als undankbar wäre die französische Nation, wenn sie einem Manne, der so viel für sie that, jemals Verdrießlichkeit verursachen könnte. Er hat gesorgt, daß sogar während der Revolution in Paris die Caiſſe d'escompte beständig bezahlt hat. Nur brauchte man die Politik, daß das Geld nicht mehr gewogen, sondern an 3 Tischen gezählt wurde. Da nun bey allgemeiner Verwirrung alles herbey lief, gewann man Zeit, um indessen wieder Cassavorrath anzuschaffen; und die Nationalkassa erhielt allein durch Necker ihren Credit. Es ist zwar die Schuld derselben ungeheuer, es sind aber darunter bey 1500 Millionen, die a fond perdu angelegt sind, und die folglich in 30 Jahren ganz getilgt sind, wenn man nur die laufenden Procente bestreiten kann. Dieses mindert die Last gewaltig, und da just die geistlichen Güter dazu kommen,

so ist die Aussicht günstig, daß die Franzosen alle ihre Schulden bezahlen, und ein reiches und glückliches Volk seyn werden.

An eben den Tage, da die Bastille genommen wurde, fuhr Nachmittag der Herzog von Orlean, damaliger Liebling des Volks und Hauptgegner der Königinn, nach Versaille; und sagte dem Könige: Es sey nunmehr kein Rettungsmittel für ihn und seine Gemahlinn übrig, als daß er sogleich in Person nach Paris auf das Rathhaus kommen, und die Bürgerkokarde empfienge. Er müße aber allein ohne alle Guarde noch Pracht von der Nationalgarde begleitet kommen, und garantirte ihm in diesem Falle mit seinem Kopfe, daß er nichts zu besorgen, und Volksliebe und Ehrfurcht zu erwarten habe. Der Monarch war in einer solchen Lage, daß er absolute ja sagen mußte; weil ihn nunmehr die Armee und sogar seine adeliche Garde du Corps verlassen hatte. Abends 9 Uhr kam der Herzog von Orlean mit der Nachricht unter dem Donner der Kanonen an.

Die-

Die ganze Nacht war Jubel, und Millionen Schwärmer stiegen in allen Winkeln in die Luft. Ueberhaupt war 6 Tage hindurch, vom ersten Scharmützel in der Tuillerie gerechnet, die ganze Stadt und alle Häuser illuminirt.

Früh um 10 Uhr standen 120 tausend bewaffnete Bürger im Gewehr und machten eine Spalier vom Rathhause bis zur Barriere. Der König kam in einer ordinaire Kutsche ganz allein von Versaille, ohne aller Bedeckung und ganz in der Gewalt seines Volkes. Etliche tausend bewaffnete Bürger von Versaille begleiteten Ihn zu Fuße, auch zu Pferde. Und da der Wagen ihrentwegen durchaus in Schritt fahren mußte, so traf der König erst um 2 Uhr auf dem Rathhause ein; an der Barriere empfiengen Ihn die Pariser Bürgerwachen zu Pferde und führten Ihm auf das Rathhaus. Er saß im Wagen ganz bestürzt, und sahe unruhig hin und her, weil wider Gewohnheit Niemand vive le Roi rief, sondern die Luft von vive la Nation erschall. Ohnweit dem Rathhause gieng neben dem Wagen des Königs ein Gewehr

aus Unvorsichtigkeit los, und tödete eine Frau, die aus dem Fenster zusah. Der König erschrack und zeigte grosse Unruhe.

Nun trat er in das Rathhaus, wurde vom Maire Bailli bewillkommt, man versicherte Ihn aller Ehrfurcht, und er bezeigte, daß er nichts anders wünsche, als seines Volkes Glück — — Sogleich steckte Ihm ein Fischerweib die neue Bürgerkokarde auf den Hut, und der unabsehliche Menschenhaufen schrie, vive le Roi.

Entzückt über diese Veränderung schwang er seinen Hut in die Luft, und rief, vive la Nation. Sein Auge funkelte vor Freuden, und nun bestieg er den Wagen, und fuhr fröhlich, und unter dem Lärm der Kanonen und des jauchzenden Volkes nach Versaille zurück. Bey dem Eintritte in Versaille theilte er Ohrfeigen und Fußtritte in den Hindern aus, und warf seinen Liebling, und Kammerdiener zur Thüre hinaus. Canaillen, sagte er. Ihr alle

habt

habt mir bösen Rath gegen mein Volk gegeben, und mein Volk liebt, und ehrt mich. — — Sie mögen euch alle aufhenken.

Hier zeigte nun der Franzose sichtbar, wie sehr der Titel König bey Ihm beliebt ist. Und ich bin der Meinung, daß, wenn der König am ersten Ausbruche der Revolution, anstatt den Prinzen Lambese zu schicken, sich selbst an die Spitze der 4000 Mann aus der Sabloner Plaine gestellt, und nach Paris geritten wäre, so hätte Ihm ganz Paris gehuldigt. Alles wäre ihm nun muthig zu Füssen gefallen, und er hätte allen Mitgliedern der Generalstaaten die Köpfe können vor die Füsse legen lassen, ohne den mindesten Widerstand zu fürchten. Dieses hatte auch Breteul und Broglie, ja gar die Königinn selbst von Ihm gefodert. Er war aber zu furchtsam für eine entschloßne Unternehmung, trop lache wie die Franzosen sagten, und hierdurch schlug alles fehl.

Wer aber den blinden Enthusiasmus der Franzosen für das Wesen kennt, welches Roi de France heißt, der würde es ohne Gefahr wagen mit ihrem Könige durch eine Million Rebellen zu gehen, und sie ohnfehlbar alle gekrümt bey seinen Füßen sehen. Der grosse Haß aber, welchen das Volk bey diesem Vorfalle gegen die Königinn öffentlich zeigte, war eine Folge böser Menschen, welche sie als die einzige Urheberinn und Beschützerinn der aristokratischen Parthey gegen des Volkes Glück ausgeschrien hatten.

Man sagte öffentlich, sie hätte auf Anleitung ihres Bruders, des Kaisers den Entwurf gemacht, den Nationalbanquerott zu befördern. Sie habe Ihm viel Millionen baares Geld geschickt, und ich selbst war in einer grossen Gesellschaft kluger Männer und Herzoge, wo einer derselben, der aus Deutschland kam, auf Ehre versicherte: Er habe bey Frankfurt am Main gegen 500 beladene Wägen begegnet, welche Korn aus Frankreich transportirten;

und

und ein Geschenk der Königinn für den Kaiser sey. Solch Zeug wurde in Paris geschwätzt Und Staatsmänner und alle alte Weiber zweifelten nicht an der Wahrheit der Erzählung, weil der Franzose ausser seinen Grenzen gar nichts kennet, noch zu verbinden weiß. Ich nahm nun das Wort, und bewies Ihnen, daß das Korn in Ungarn weit wohlfeiler sey, als dermalen in Frankreich, und daß ein jeder Metzen im Transporte auf der Achse bis an die Donau, und von da bis nach Semlin, wenigstens einen Luisd'or kosten würde.

Man fiel bey, wurde beschämt. Aber der Erzähler versicherte auf Ehre, daß er die Fuhrleute befragt, und aus ihrem Munde die Wahrheit erfahren habe.

Die Russen hatten in Marseille Getreid kaufen lassen, welches man unvorsichtig aus dem Lande gelassen. In Paris sagte man aber auch, die Königinn hätte dieses gekauft, und per Triest nach Ungarn geschickt. Ich über-

rech-

rechnete es, und bewies, daß in diesem Falle der Metzen Getreid bis nach Ungarn 21 Liv. gekostet hatte; und daß man es in Triest für 6 Livres kaufen könne.

So dumm raisonirt der Franzose, und solche offenbare Lügen wurden im Volke ausgesprengt, um Erbitterung zu verursachen. Endlich erzählte man in Paris: die Königinn sey in der Nacht am 13. Juli begleitet vom Comte Artois und dem Erzbischofe von Paris in Pontificalibus mit dem Kruzifix in der Hand an des Königs Bette getretten. Sie sey mit fliehenden Haaren, mit offener Brust, mit allen Reitzen einer verzweifelten Frauen erschienen, habe Ihn geweckt, und den Dauphin in seine Arme geworfen, mit dem weinenden Ausdrucke: Nihm ihn hin — — die Krone ist durch deine Gleichgiltigkeit verlohren, — — Weiberarme können ihn nicht schützen — — Kurz gesagt, Sie hatte ihrer Mutter, der grossen Theresia, nachgeahmt, da Sie im preßburger Rittersaal Rettung für ihre Krone suchte.

Nun sollte der Graf Artois dem Könige auch die bittersten Vorwürfe gemacht haben; das Uebrige habe der Erzbischof durch das aufgehobene Crucifix in Priesterlarve vollbracht, den König verdammt, die Religion durch ihn verlohren erklärt, Ihn vor Gottes Gericht citirt, und den ketzerischen Necker alle Schuld des Verderbens beygemessen. Der schwache überrumpelte König habe in diesem Taumel geweint, und alles unterschrieben, was man Ihm vorlegte. Dies war:

1 Die Cassation des Neckers, und ihn aus dem Lande zu jagen.
2. Der Nationalbanquerott.
3. Die Plünderung Paris, und
4. Die Arretirung und Aufhebung der Nationalversammlung,

Dieses war genug, um alles in Harnisch zu bringen, und ich war selbst in Palais Royal gegenwärtig, da jemand im Klub rief — — Allons á Versaille, der Königinn Kopf holen.

Welches aber der von mir bereits genannte Baron Heyden am nachdrücklichsten widersprach, und verhinderte.

An der Wahrheit dieser ganzen Geschichte zweifle ich sehr, ob sie gleich sehr wahrscheinlich ist, weil der König auf einmal ganz umgesattelt war, und den thörichten Auftritt in der Nationalversammlung machte, wo er alles cassiren wollte, ohne mindesten Anschein, daß er seine Macht jemals behaupten, und seine Befehle gehorchen machen könne.

Neckers plötzliche Cassation läßt gleichfalls eine solche Geschichte vermuthen.

Der Erzbischof, welcher noch etliche Tage vor der Revolution mit dem größten Stolze und Enthusiasmus in der Nationalversammlung gesprochen hatte, und sich absolute in allen widersetzte, trat auf einmal in heuchlerischer Demuth, wie ein geweihter Tartuf, in den Saal ein, und machte amende generale in optima forma, und bekannte, daß Ihn der Teufel verführt

führt habe, um alle heilsame Rathschläge dieser erleuchteten Versammlung zum größten Nachtheile des Vaterlandes zu zernichten. Daß aber in der vorigen Nacht der Geist Gottes ihn regiert hätte, um sich nunmehr in gebückter Demüth zu Füssen zu werfen, und zu bitten, daß man ihn als ein treues Mitglied in diese Gesellschaft aufzutretten gestatte. Er machte Reu und Leid, und versprach als ein kriechender Betrüger Besserung. Man spottete, und nahm ihn grosmüthig auf. Ich hingegen hätte den Gleißner des Galgens weit würdiger, als den Toulon erkannt. Man schrieb dieses zwar auch in Brochuren, man rief im Palais Royal — — Allons pendre l'archeveque le Tartuffe. Es geschach aber nicht, weil das Volk selten wagt die Hand an die sogenannten Gesalbten des Herrn zu legen.

Ein niedlicher Abbee hatte unbedachtsam mitten im Palais Royal gegen Herrn Necker raisonirt. Er war lächerlich anzusehen, da ihn das Volk zwang, auf einem Baum zu klettern und in der Spitze desselben zwischen zwey Aesten

sten kniend Gott, das Volk, und Herrn Necher um Verzeihung zu bitten. Seine ängstliche Gebärde, wo er den gewissen Tod erwartete, und seine komische Figur, bewog alle Zuschauer zum Gelächter. Endlich, nachdem man ihn genug gequällt hatte, ließ jemand aus dem Fenster der dritten Etage eine Leiter auf dem dem Baum herab, auf welche der Elende in Eil hinaufkletterte, und unsichtbar wurde. Zwischen Erde und Himmel schwebend begnügte sich das Volk ihn bey Hohngelächter mit Hüten zu bombardiren. Wär es eben kein Pfaff gewesen, so hätte er sicher am Laternenpfahl hängen müssen. Dies war einmal in diesem krittischen Zeitpunkte Mode, und wer einen Feind zu fürchten hatte, der that am besten, zu Hause zu bleiben.

So gieng es dem armen Prevot des Marchands Flesselle, einem reichen und redlichen Manne. — Ein Schwarm vom Pöbel wurde gegen ihn aufgehetzt, und auf der Stiege des Rathhauses schoß ihm ein junger Böswicht, der einen alten Groll gegen ihn hatte, eine Kugel

durch

durch den Kopf, den man auch auf einem Spieße herum trug.

Merkwürdig ist hier noch dieses zu melden, welches dem Nationalkarakter Ehre macht. Am ersten Ausbruche der Revolution hatte nur eigentlich der Pöbel das Gewehr ergriffen, und den Angriff in der Tuillerie abgehalten, auch die Bastille erobert, die ordentlichsten Anstalten, und Patrollen gehalten, auch nicht die mindeste Plünderung noch Excessen gemacht. Ihre bewaffnete Zahl belief sich schon auf 40000 Mann.

Nun aber traten die bescheidnen Bürger der Stadt zusammen, wählten die Kirchen für ihre Sammelplätze, und entschieden, daß sie selbst das Gewehr zur Vertheidigung ergreifen wollten. Man bewaffnete sich, und fieng an, die Patrolle zu halten, hätten aber so leicht nicht gewagt, dem Pöbel zu befehlen, daß er das Gewehr ablege. Was geschah aber? Ueberall, wo eine Bürgerpatrolle einen Volkshaufen begegnete, legten diese freywillig ihr Gewehr ab, oder schlossen sich unter die Befehle des Commandeurs

deurs der Bürger ohne Raisonniren an. Innerhalb wenig Tagen, nachdem der Rath diesen Pöbel ersuchte, ihr Gewehr, das sie so rühmlich für die Freyheit geführt, nunmehr bey eingeführter Ordnung auf das Rathhaus zu bringen, und wieder ruhig an ihre Arbeit zu gehen; fand sich wirklich, daß nicht 200 Gewehre fehlten, welche sie in der ersten Wuth aus den Häusern genommen, oder von denen Einwohnern freywillig erhalten hatten. Jeder holte also sein Gewehr selbst auf den Rathhause zurück, und sogar silberne Degen wurden richtig restituirt, das Abgehende zahlte der Magistrat.

Wo findet man nun wohl ein solches Volk auf Erden, wo der Pöbel so edel denkt, und seine Gewalt zum Plündern nicht mißbraucht? Der Franzose allein ist meines Erachtens hierzu fähig. Deshalb allein konnte auch nur in Paris eine so erschreckliche Revolution glücklich ausschlagen. Wenn irgendwo Aufruhr angesponnen wird, dann wird, wo nur 10 Personen ein Geheimniß berathschlagen, sicher einer davon Verräther seyn, weil ein jeder den Kopf zu verlie-

ren fürchtet. In Frankreich hingegen waren schon alle Herzen einstimmig der erlittenen Bedrückungen müde. Die Gemüther waren aufgebracht, und aufgeklärt. Niemand durfte sich an die Spitze stellen, die Sache für die Freyheit sprach von sich selbst. — Kluge Köpfe sichteten nur im Verborgenen den Saamen aus, woraus allgemeines Mißvergnügen entspringen mußte. Der Stolz der Grossen und Reichen war bis zum höchstmöglichsten Grad der Verachtung und Gleichgiltigkeit gegen die mindern Stände herangewachsen. Diese waren alle beleidigt gereizt, und warteten schon lange auf Gelegenheit zum Ausbruche. Niemand hatte vor Lebensbedürfnisse gesorgt: die Theurung riß ein, und nichts vergrösserte die Nothwehr, als daß zum Unglück in diesen Jahren wegen der kalten Witterung die Erndte um 3 Wochen später ausfiel. Folglich war in Eil weder Rath noch Hilfe zu finden, um die Becker mit Mehl zu versehen. Pohlen ist der Barometer vieler Länder Europens für das Brod. Die Holländer sind die klügsten, und zugleich mächtigsten Kaufleute im Speculationshandel. Sie wußten, daß in Pohlen und

Preus-

Preussen die Erndte gefehlt hatte. Gaben also gleich Ordre, alles mögliche in Frankreich aufzukaufen. Hier wachte niemand für die allgemeinen Bedürfnisse. Das Getreid war also aus dem Lande geführt. Der nordische Krieg hatte viel dazu beygetragen; auf einmal erblickte man den Mangel, da nichts mehr zu vermitteln war. Die Monopolisten hatten sich schon bereichert, und die Holländer und Engländer verkauften denen Franzosen ihr eigen Getreid, das sie etliche Monath vorher um 4 Livres von ihnen gekauft hatten, um den 4fachen Werth zurück. Hatte nun das Volk nicht Ursache, wider seine Landesväter zu murren, die nur in Paris sorgenlos schwelgeten, ihre Amtspflichten und des Landes Wohlfahrt lüderlich versäumten, oder wohl gar für Eigennutz verkauften?

Was Wunder nun, daß alles einmüthig zurief, so bald die erste Stimme im Palais Royal erscholl — aux armes, zum Gewehr! Dieser Ort war der Sammelplatz aller Mißvergnügten, auch ächten Patrioten. Hier wurde seit etlichen Monathen das Feuer angefächelt,

und

und durch tägliche Aufmunterungen und verhaßten Spöttereyen ernährt, welches auf einmal in helle Flammen ausbrach, und so glücklich gebrannt hat, daß aus der Asche aristokratischer Eigenmacht ohnfehlbar die fruchtbaren Gefilde der bürgerlichen Wohlfahrt hervorblühen werden.

So, und nicht anders habe ich als wachsamer Zuschauer die französische Revolution käumen, entstehen und reifen gesehen, die aber auch nur von Franzosen allein bewerkstelligt werden konnte.

Kaum war der erste Ausbruch vollbracht, so schrieb ich meine Gedanken auf 2 Bogen nieder, und gab sie einem grossen Freunde in der Nationalversammlung. Ich sagte summarisch: — Daß die alles bestürzende Nachricht von Neckers Verbannung und die gedrohte Gefahr für die Generalstaaten in allen Provinzen eine Generalempörung verursachen würde, welche in wenig Tagen mehr Unheil vollziehen könnte, als man Jahre lang mit Blut und Verstand nicht zu repariren vermögend seyn würde. — Ich rieth

demnach als ein dankbarer Verehrer einer Nation, die mir mit so vieler Leutseligkeit und Vertrauen begegnete, daß nunmehr die Generalstaaten sogleich in jede Provinz und Gemeine 2 ihrer Deputirten zurückschicke, die allein fähig wären, Ordnung und Ruhe herzustellen. Weil man ihren Worten mehr als denen verschiedenen Pariser Briefen glauben würde, wovon der größte Theil von den Feinden der Nation geschrieben sind, die nur Zwietracht auszusichten suchten, um in Trüben fischen zu können.

Indessen sollte die in Versaille zurückbleibende Zahl der Deputirten nur laviren, und für Besänftigung und Stillung der Gährung in der Hauptstadt arbeiten, bis die andern aus denen Provinzen zurückkämen, und dann das Hauptwerk mit Ernst angegriffen werden könne. Mein Freund hatte meinen treuen Rath vorgetragen. Mirabeau und Target, die beyden grossen Redner, hatten aber dawider mit aller Advokatenkunst perorirt, ohnfehlbar allein deshalb, weil diese Motion nicht aus ihrem Gehirne stammete. — Man entschloß also nichts: Die Stimmen redlicher

Pa-

Patrioten, die so wie ich dachten, und die Folgen einsahen, wurden überschrieen, und die Folge hat die traurigsten und blutigsten Zufälle in denen Provinzen und Städten erwiesen.

Jetzt schrieb mir ohnlängst ein wichtiger Freund aus Paris:

„Sie haben uns in ihrem Privatumgange „viel Licht gegeben, das wir zum Theil „benützen. Man erkennt nunmehr hier, „was sie für unser allgemeines Beste „thaten. Man bedauert, daß wir Dero „Rath nicht folgten, den sie mir den „24. Juny schriftlich zuschickten. Jetzt „haben wir, Gottlob! gesiegt. Nun kom„men Sie nebst ihrer Familie in den „Schoos einer Nation, die ihren Werth „kennt, auch zu schätzen weiß, und be„schliessen sie ihre letzten Tage mit Lor„beern gekrönt im gefühlvollen freyen „Frankreich ꝛc.

Ich läugne eben nicht, daß eben dieses der Zweck sey, den ich noch bestrebe; und versichere meine Leser, daß ich binnen 24 Jahren einen erstaunlichen Unterschied in Nationalkarakter gefunden habe. Ich hatte Frankreich vorher gekannt. Sobald aber ein Volk sein Sklavenjoch abgeschüttelt hat, welches keine andere Beschäftigung ehemals studirte, als die Kunst dem Hofe und seinen Lieblingen zu gefallen, die ganze Welt für seinen Eigennuz durch Verstellung und Esprit du bon ton zu berücken, und anders zu scheinen, als man denkt und handelt; so bald, sag ich, der Mensch seinen Werth fühlt, so bald seine Wohlfahrt von persönlichen Verdiensten, und nicht von der Willkühr eines Mächtigen abhängt, ändern sich seine Sitten, auch der ganze Karakter, und er muß da ein ehrlicher Mann werden, wo Niederträchtigkeit verspottet, und ein edles Bürgerherz dem hochgebornen Adel vorgezogen wird, der sich am Fußschämel des Throns krümet, und dessen Wohlstand von der Verdauung] eines Fürsten abhängt, welcher entweder mit sehenden Augen will betrogen seyn, oder der

keine Fähigkeit besitzt, um das wahre vom Geschminkten zu unterscheiden.

Frankreich wird demnach durch diese Revolution meinem Urtheile gemäß ein glückliches Land werden. Dort lernten wir Deutsche ehemals Leichtsinn, sittenverderbliche Moden, und niedrige Hofränke, auch die Könige durch unsre sclavische Demuth hoffärthig zu seyn, und der willkührlichen Gewalt unseres Volks und Menschenrechte aufzuopfern. Jetzt hingegen werden unsere deutschen Ritter nach Paris reisen, um ihres geglaubten Adels Nichtigkeit zu erkennen, auch Bürgertugenden nachahmen, und verehren zu lernen. Wer hätte vor 20 Jahren eine solche Veränderung vermuthet? Wem schien es wahrscheinlich, daß dereinst der Deutsche in Paris lerne, wie man ein rühmlicher Staatsbürger seyn könne, ohne Hoftittel noch Ordensbänder zu tragen? Ich bin auch gewiß, daß in Paris der Orden des ehrlichen Mannes bald ehrwürdiger seyn wird, als der Orden des heiligen Ludwigs, und vom heiligen Geiste, der ehemals auch von Schurken und bösen Geistern auf der

Brust

Brust eines Staatssaugigels getragen wurde. Nur bey einer republikanischen Regierungsform entsteht der wahre Patriotismus, und findet Gelegenheit, sich empor zu schwingen. Dann kehrt die verscheuchte Tugend auch nach Paris zurück, und lehrt ihren Zöglingen vor dem despotischen Mißbrauche zittern.

Nach diesem Seitenschritte ergreif ich das Geleise meiner abgebrochenen Erzählung, und bemerke, daß, nachdem der König auf dem Rathhause die Bürgerkokarde geholt hatte: nachdem alle Truppen aus Sablon und Versaille zurückgeschickt waren, auch Paris keinen weitern Ueberfall zu befürchten hatte: nachdem jedermann in der Hauptstadt mit dem Betragen des Königs und mit der Flucht aller derer zufrieden war, die kein gutes Gewissen hatten, hätte man Ruhe erwarten sollen. Es waren auch nichts als Freudenfeste, Feuerwerke und Illuminationen in Paris. Aber der Bienenschwarm des empörten Volkes von denen liederlichen Guardes de France angeführt, die durch ihre zügellose Freyheit übermüthig sich dem Schwelgen und Saufen über-

überliessen, durchschwärmten noch immer die Strassen, und zwangen die Bürger, aus Vorsicht eben das zu thun, Tag und Nacht mit 20000 bewaffneten Männern zu patroulliren, starke Wachen auf allen Seiten zu halten, und überall auf der Hut zu seyn.

Lächerlich waren wirklich diese Patroullen anzusehen, wo jeder petit maitre den Soldaten spielte. Hier waren die ansehnlichsten Männer, Banquiers und Marquisen, mit Ueberläufern aus den Regimentern, auch von der französischen Garde mit Handwerksburschen, Livree-Bedienten, Comödianten und allerhand Arten von Menschengestalten durcheinander vermischt. Ein Tanzmeister in weissen Strümpfen kommandirte Soldaten in Uniform, ein anderer Luftspringer durchrannte unter Trommelgetöse die ganze Stadt, um sich denen Schönen als Bürgersoldat sehen zu lassen. In den ersten Tägen drängte sich ein jeder herbey. — Sobald aber ein Muß daraus wurde, auf die Wache zu ziehen, da es aber ein paar Tage regnete, wo die Stutzer nicht paradiren konnten, gieng das Murren an, und man

raisonirte schon gegen die beschwerliche Bürger=patroulle. Das größte Uebel war, daß alle Handwerksbursche patroullirен liefen, dann die Zeit mit Fressen und Saufen zubrachten, wobey alle Fabriken und Werkstätte geschlossen blieben. Ein jeder glaubte der Held zu seyn, welcher die Bastille erobert hatte; und doch versichere ich meine Leser, daß in dem damals schlechten Vertheidigungsstande der Bastille, die nur mit 60 grauen Invaliden besetzt war, eben keine Gefahr dieselbe zu bestürmen drohte, sobald die Zugbrücke herunter gefallen, der Eingang offen war, und die Besatzung nur blind feuerte.

Alle Beschreibungen, welche ich hievon gelesen habe, sind erlogen. Es geschahen nicht 10 Kanonenschüsse in allen, und nur das Volksgetöse, das gräßliche Geschrey, und der allgemeine Auflauf waren fürchterlich. Besonders, da der Gouverneur seine Feinde bis an das Thor anrücken ließ, ehe er Feuer gab, da man nicht anders als perpendiculär hinunter auf sie schießen konnte und die Stürmenden bereits unter der Schußlinie gedeckt standen.

Eben

Eben nun da alles für allgemeine Sicherheit patroullirte, da auch sogar im Palais Royal alles im stillen fri edlichen Säuseln vorgieng, ereignete sich der schreckliche Zufall mit den Grafen Foulon. Am Tage, da der König den Herrn Necker aus dem Lande verwiesen, ernannte er den Grafen Foulon an seine Stelle zum Finanzminister. Dieser Mann hatte nun lange Jahre hindurch eine Charge begleitet, in welcher er für die Verproviantirung der Stadt Paris sorgen sollte. Nun war jedermann mißvergnügt mit seinem Betragen. Er war grob und unbarmherzig mit denen Nothleidenden und Tyrann ohne Menschengefühl gegen die Unterthanen seiner Landgüter. Er selbst machte ein Monopolium mit den nothwendigsten Lebensmitteln, hielt eigene Magazine und verkaufte mit Eigennuz in Nothzeiten theuer, was er selbst arglistig zu verursachen wußte. Das war der Karakter, die Beschäftigung des harten 73 jährigen Mannes, der sich durch Nachsicht des Hofes und der Gesetze ein Vermögen von 9 Millionen erspart hatte.

Kaum erfuhr er den Ausbruch der Revolution, so sah er sein Schicksal im voraus. Er bediente sich aber folgender List, um dem rachgierigen Volke auszuweichen. Es hieß am Morgen in der ganzen Stadt, Foulon sey plötzlich am Schlagflusse gestorben, und man sahe auch sogleich seine Bediente in Trauer, die Kinder an dem Fenster in Trauer, und das Haus geschlossen. Indessen hatte er sich aus dem Staube gemacht, und suchte auf seinem Gute Anstalt, um weiter zu fliehen. Ein Bauer erkannte ihn in Bettlerkleidung, und hies ihn nunmehr willkommen in seiner Gewalt. Foulon bat um Gotteswillen um Verschwiegenheit, und both ihm 1000 Louisd'or. — Der Bauer hingegen führte ihn in das Dorf — wo er die Unterthanen lange gequält und ausgemergelt hatte. Man band ihm also die Hände, und führte ihn auf einen Karren nach Paris. Auf den Rücken befestigte man ihm einen Bund Heu, weil er ehemals in seinem Wohlstande soll gesagt haben: Er würde den Parisern schon noch lernen Heu fressen, weil sie so viel über Brodmangel klagten. — So brachte man ihn unter einem Schwarm lästern-

der Bauern und Bürgern auf das Rathhaus. Hier übernahm ihn Herr Mair Bailli, und Herr von Fayette. Sie führten ihn in das Inquisitionszimmer, wo er über einige Fragen Antwort gab.

Das Volk drang aber herbey, verlohr alle Geduld, brach durch alle Wachen, und rissen ihn aus den Händen seiner Richter, schleppten ihn mit Stössen und Schlägen vor die Thüre auf den Place de Greve oder Richtplatz, dessen starke Bürgerwache ohnbeweglich zusah. Und ein junger Bursche aus dem Pöbel kletterte auf einen eisernen Laternpfahl, man warf ihm einen Strick zu, hob Foulon in die Höhe, und knüpfte ihn daran. Dann schupfte und drehte man den 6 Fuß grossen und schweren Greis herum, und ließ ihn in der Luft tanzen. Der Strick riß, er fiel hinunter, lebte noch, und bath, man sollte ihm den Kopf abschneiden. Nichts! — Keine Barmherzigkeit: Er wurde geschlagen, und mit Füssen getreten, bis jemand einen andern Strick brachte. Nun wurde er wieder aufgeknüpft, gewürgt, dann noch halb lebendig ihm der Kopf mit Taschenmessern abgeschnitten. Diesen

sen durchspießte eine Guarde Francai, und ein Bube trug ihn vor sich her, dem das Blut über den ganzen Leib und Gesicht träufelte. Der Anblick war schrecklich. Der nackte Schedel war voller Wunden; ein Auge hieng heraus; in den Mund hatte man ein Büschel Heu gesteckt, und die Fetzen Fleisch am abgeschnittenen Kopfe hiengen herunter.

Ich wußte von nichts, was vorgefallen war; gieng auf den Boulevard spatzieren, und sah einen Swarm Menschen aus einer Seitenstrasse mit einer Trommel begleitet daher laufen; blieb am Ecke stehen, und im Augenblicke stand Foulons gespießter Kopf auf 3 Schritte vor meiner Nasen, mit dem ich 6 Tage zuvor an seiner Seiten zu Mittag gegessen hatte.

So leicht schreckt mich nichts. Aber dieser Anblick erschütterte mich. Das mitlaufende Volk hatte Rache und Wuth auf der Stirne geschrieben. So durchliefen sie alle Strassen und hauptsächlich den Platz im Palais Royal

drey,

dreymal mit Jubelgeschrey herum, als ob die herrlichste That geschehen wäre. Bald darauf gieng ich auch in den Palais, und sahe ein neues Spektakel. Mehr als 50 Menschen mit Stricken angespannt schleppten den halb nackt und zerstümmelten Körper dieses Ministers auf diesem Spatzierplatze herum, auf den sie mit Füssen sprangen, und die abscheulichsten Schauspiele machten. Bald nach dieser Scene, sahe man wieder die schöngeputzten Nimphen und Damen, die mit Menschenblut besudelte Alleen mit ihre schönen Füsseln gleichgiltig im Spatzieren. gehen betreten. Nun erscholl der Lerm in der ganzen Stadt, daß Herr von Bertier, Schwiegersohn des Foulon gleichfalls etliche Stunden vor Paris auf der Flucht arretirt nach der Stadt im Anzuge wäre.

Die Stadt hatte ihm 300 berittene und 1000 zu Fuß bewaffnete Bürger entgegen geschickt, um ihn vor der Wuth des Pöbels zu schützen. Mehr als 100000 Menschen warteten bey der Barriere und auf den Strassen seine Ankunft etliche Stundenlang. Er kam an.

Und

Und obgleich der Deputirte des Magistrats neben ihm im Wagen saß, so schnitt und hieb das Volk dennoch sogleich den obern Theil des Wagens weg, damit er zur Augenweide überall frey gesehen werden könne.

Bertier unter tausend Flüchen begleitet, saß im Wagen, wie ein Mann mit einem guten Gewissen, der unter einer so starken Bedeckung nichts zu fürchten hatte, und nach den Gesetzen gehört zu werden hofte.

Unterwegs kam ihm der rasende Pöbel mit dem Kopfe seines Schwiegervaters entgegen. Liessen, ohne Respekt vor der Bedeckung noch des nebensitzenden Deputirten, die alle keine Bewegung um etwas zu verhindern machten, dem unglücklichen Manne 3 mal den blutigen Schedel Foulons seines Schwiegervaters küssen.

Dann fuhr man mit ihm auf das Rathhaus. Hier schlossen bey 4000 bewaffnete Soldaten und Bürger den Kreiß, um ihn zu decken, und man führte ihn in das Rathhaus.

Kaum war er 10 Minuten darinnen, so führte ihn der General la Fayette, und der Maire Bailli heraus, um ihn, wie es hieß, in das Stadtsgefängniß zu gesetzmäßiger Inquisition zu führen.

Aber in eben dem Augenblicke drangen etwa 100 kleine Buben, und ehrlose Handwerksbursche von letzten Pöbel, zwischen allen bewafneten Bürgern durch, und fielen den Bertier auf dem Leib. Alle bewaffnete Bedecker sahen gleichgiltig zu. La Fayette und Pailli, anstatt ihn mit dem Degen in der Faust bei so versicherten Unterstützung ihrer starken Wachen in ihren Schutz zu nehmen, fielen beide vor diesem Pöbel auf die Knie, und baten um Gnade. — — Man grief aber zu. — — Bertier wehrte sich als ein Verzweifelter, und fiel kämpfend als ein braver Kerl, sonst wär er wie sein Schwiegervater am Laternpfahl gemartert worden.

Er war aber im Augenblicke so zerschnitten, und zerschmettert, daß man nichts als Stücke von seinem Körper herumschleppen konnte.

te. Sein Herz wurde aus dem Leibe gerissen, und in Palais Royal herumgetragen, wo rasende Menschen in dasselbe bissen, daß das Blut den Mund besudelte.

Abends gegen 10 Uhr war ich im Palais Royal. Alles war so ruhig und gleichgiltig, als ob nichts geschehen wäre. Mehr als tausend Freudenmädchen und Damen giengen bey schönster Illumination spatzieren. Nun kam auf einmal ein Pöbelschwarm mit majestätischen Schritten und mit vielen Fackeln heran. Jeder suchte einen neuen Kopf auf dem Spiesse. Aber leider für die Vorwitzigen! es war abermals nur Foulons Kopf. Man sahe ihn mit der größten Gleichgiltigkeit, ohne Eckel noch Abscheu, an. Und da er schon von der alten Mode war, konnte er keine Neugierde erregen. Man applaudirte die Träger, und das war alles. Inzwischen war alles in der Stadt im Schrecken, was Vokscrache zu fürchten hatte. Es geschah aber weiter nichts, als die Infamität, daß man mit Foulons Kopf

so

so lange an seine Hausthüre anklopfte, bis der Pförtner öfnete.

Foulon hatte 7 Kinder, und man zwang die, welche noch zu Hause waren, daß sie herunterkamen, und ihres Vaters Kopf küssen mußten. Gesittete Franzosen thaten also hier, was wilde Cannibalen verabscheuen würden. Und dieser Vorfall wird in denen Jahrbüchern dieser Revolution allezeit einen Schandfleck hinterlassen. Wer aber einen wütenden Pöbel sahe, der einmal die Oberhand gewonnen hat, der verwundert sich über dergleichen einzelne Vorfälle nicht. Wenn man in Gesellschaften von der Todesart des unglücklichen Bertier sprach, daß man ihn mitten unter so viel tausend bewafneten Bürgern, die zu seiner Sicherheit entgegengeschickt waren, dennoch von etlichen Lotterbuben zerreissen ließ; so war die Antwort:

Eigentlich ergrief der Pöbel, und nicht die Bürgerschaft das Gewehr. — Sie allein haben Paris von der Gefahr gerettet; man muß ihnen also auch aus Dankbarkeit kleine Ausschweifungen durch die Finger sehen, damit sie nicht in grös-

sere verfallen. Es sind in Paris 80000 dergleichen Leute, die nichts zu verlieren haben, und wann sich die Guarde Francoise und die Deserteurs aus den Regimentern dazu schlügen, so wäre Paris geplündert. Die Aristokraten bliesen das Feuer an, und wünschten nichts als einen solchen Vorfall, um sich zu rächen.

Ich frug aber 8 Tage hernach den Generale la Fayette, wie er als Soldat einen solchen Mord vor seinen Augen gestatten konnte, da er offene Gewalt in Händen hatte, ihn zu verhindern? — Die erste Antwort war: er sey überrascht, und decontenancirt worden. Da er aber aus meinen Blicken meine Gedanken bemerkte, so sagte er mir im Vertrauen: Foulon und Bertier haben im kurzen Verhaft so viel von denen erschrecklichen Anschlägen der Hofparthey ausgesagt, daß man sie ohnmöglich ordentlich verhören, und nach denen Gesetzen richten konnte, sonst wäre es nicht möglich gewesen, grosse Personen zu retten. Damit nun die Sache in ewiger Vergessenheit bleibe, hat man sie freywillig der Volkswuth überlassen.

Man sagte auch in der Stadt; daß die Hofparthey viel Geld heimlich unter dem Pöbel ausgetheilt hätte, um diese beyde Männer zu ermorden, damit ihnen die Folter nicht die Wahrheit abzwingen könne.

So viel ist gewiß: Bertier starb unschuldig, und hatte nichts gethan, als die Befehle vollgezogen, die ihm im Namen des Königs in seinem Amte zu erfüllen zugeschickt waren. Des Pöbels Grimm gegen ihn wurde eigentlich dadurch aufgebracht, daß er Foulons, des allgemein verhaßten Mannes, Schwiegersohn war. Und weil man in der Taschen des Gouverneurs der Bastille ein Avisobillet gefunden hatte, in welchem er ihm versprach, daß er an eben dem Tage, da die Bastille genommen wurde, ihm ein Bataillon und alles Erforderliche um Mitternacht schicken würde, wo er sogleich die Stadt zu beschiessen anfangen sollte. Vielleicht hatte Lamberc schon den Anschlag, Truppen hinein zu werfen. — Wahrscheinlichkeit ist da. Aber in allen Fällen, waren die Anstalten der Aristokraten schlecht überdacht, und noch schlechter aus-

geführt. Wer konnte aber wohl vermuthen, daß die versprochene Plünderung der ungeheuern Pariser Schätze den Soldaten, welcher für 6 Sols lebenslang dient, nicht reitzen würde: besonders da bis dahin der französische Soldat eben so, wie der Deutsche, immer fest glaubt, daß er dem Könige, und nicht dem Staate diene. Er hatte auch ihm und nicht dem Staate geschworen, folglich mußte er auf Hofbefehl Feuer auf Vater und Bruder geben, weil der Soldat nur blind gehorchen, und nie fragen muß, warum seine Obrigkeit dieses oder jenes befiehlt. Die französische Guarde hatte aber bereits das Exempel gegeben, und da der Franzose auch im Soldatenrock ein Mensch bleibt, der sich das Recht zu urtheilen nicht will nehmen lassen, weil auch im mindesten Franzosen Witz und Willen, sich zu unterrichten, verborgen liegt; weil sie schon alle das tiefe Elend ihres von der Hofparthey gedrückten Vaterlandes aus dem Umgange mit aufgeklärten Bürgern kannten; so behielt der König, da es zum Ausbruche kam, auch nicht ein Regiment für seine Befehle, ja sogar die adeliche Guarde du Corps verließ Ihn. Allgemeine Volks-

stimme vollzog die Revolution, und zum Volke gehört ja in Frankreich der Soldat gleichfalls.

Ehemals hieß alles Verrätherey, was denen Hof- und Ministerial-Befehlen den mindesten Widerstand zeigte.

Ein französischer Minister hat eben so viel Gewalt, als ein Großvezier in Constantinopel. Man hat in Versaille viel solche Herren gekannt, welche alle Jahre viele Millionen verschleuderten, noch dazu Millionen in ihre Kisten legten, Palläste baueten, Maitressen unterhielten, und dennoch reich sturben. Es ist aber keiner jemals vom Hofe zur Rechenschaft über den allgemeinen Schatz gefordert worden. Der Hof wollte es nicht wissen, und das bedrängte Volk durfte nicht fragen, wozu die Staatscassa verwendet wurde.

Necker hinterließ 8,000000 im Schatze, da er aus Frankreich vertrieben wurde. Foulon war nur 3 Tage sein Nachfolger, und man sagt, daß schon 4 Millionen weggekapert waren, von welchen man nicht weiß, wer sie empfangen hat.

Ver-

Vermuthlich die Polignacs und einige Familien der Hofparthey, die sich zur Flucht bereit hielten. Den größten Schaden hat aber Frankreich dadurch erlitten, daß man nach Vergennes Tode so oft die Minister änderte. Nun ist bekannt, was zu einem solchen wichtigen Amte für anhaltende Kenntniße und Arbeit erfordert werde. Man muß grau werden, um sich dazu fähig zu bilden. Und Hofkabalen wählten Leute dazu, die in diesem Fache ganz ohngeübt und unwissend waren.

Kein Minister durfte der Nation Rechenschaft von seinem Haushalten ablegen. Hierdurch mußte Frankreich eine politische Ohrfeige ohngerächt dulden, nach welcher ihm noch lange die Ohren klingen werden. Hieraus entsprang, was in denen letzten Jahren geschehen ist: Frankreich verlohr alles Gewicht in der Europäischen Staatswage, da seine Blöße in der so schlecht geführten Holländischen Sache sichtbar in die Augen fiel, Minister Calonne hatte sich von einem elenden Mirebeau falsch berichten lassen, und blind geglaubt. Die Finanzen waren durch Nachsicht und unnü-

ße Verschwendung zu Grunde gerichtet. — Und die itzige Revolution allein konnte dieses mächtige aber in den tiefsten Verfall gerathene Reich nur regeneriren. Wäre aber der Anschlag der Aristokraten gelungen, so strömten Blutbäder vom Bürgerkriege. Die Monarchie wurde zergliedert, und der Raub ihrer Nachbarn. Der König selbst hingegen hätte sich erst einige Provinzen erobern müssen, um eine Krone zu behalten, welcher ehemals mit dem einzigen Worte Tel est notre bon plaisir 24 Millionen Menschen zittern machte; welches Wort im eigentlichen Verstande in Rußland Ukase: in Preussen Ordre, und in Wien allerhöchste Hofresolution heißt.

Das Glück für Frankreich war, daß ihr König wirklich ein guter Mann und Menschenfreund ist; der seine Schwäche selbst kennt, der sich überzeugen ließ, daß er in arglistiger, eigennütziger Menschen Hände steckte, daß man ihm schlecht gerathen hatte, und der wirklich nach Herzensneigung sein Volk glücklich wissen wollte. Ein eigensinnig stolzer oder stürmischer

König hätte den Kopf verlohren, und Graf Artois seine Absicht auch nicht erreicht, König zu werden, weil er durch seine Verschwendung und Aufführung dem Volke verhaßt war. Der Herzog von Orleans aber hätte 8 Tage vor der Revolution, auch mitten in derselben, seinen Zweck erreichen können: Regent und Curator des Königs zu werden. Er versäumte aber die gute Gelegenheit. Man hat seine Absichten entdeckt, und itzt ist nichts mehr für ihn zu hoffen.

Auch der kluge Minister und beste Patriot konnte in den letzten Jahren keine Hauptfehler remediren. Der ehemalige Kriegsminister Graf St. Germain wollte wirthschaften, und reducirte 200 Musquetairs, die Lieutenante waren. Durch Interposition der Königinn aber, die von einer gewissen Weibsperson von niederer Klasse hintergangen wurde, und die gar keinen Begrif von der Sache hatte, warum sie den König zur Unterschrift bewog, erhielt er für 500 Guarde du Corps in einem Tage das Officierpatent, worüber auch St. Germain quittiren wollte, der als ein Ausländer alle seine gute Entwürfe vereiteln sahe.

Er

Er wollte das Avancement nach dem Range einführen, und die Obristen zwingen, Paris zu verlassen, um ihre Pflichten bey ihren Regimentern zu erfüllen. Hiedurch machte er sich alle Hofleute und mächtige Familien zu Feinde, und sein Andenken ist noch überall beschimpft. Auf der andern Seite mußte das Land der Minister Fehler büssen, weil seit langer Zeit Frankreichs Monarchen in Versaille, so wie der Sultan in seinem Serail, lebten, und gar nicht wußten, noch wissen wollten, was in denen Provinzen des weitläuftigen Reiches vorgieng. Der itzige König liebt Bequemlichkeit und sorgenlose Tage, und ließ folglich einem jeden thun, was er wollte; und an der Erziehung der französischen Prinzen wurde allezeit wenig gedacht. Zum Erstaunen ists, was ein Comte Artois, ein Monsieur und Bruder des Königs, ein Herzog von Orleans, ein Conde und Conti und alle Prinzen von Geblüt, alle Bastarten der vorigen Könige, und alle Erben der ehemaligen Maitressen und Minister für Einkünfte geniessen, die doch alle dem Staate entrissen wurden, und eigentlich dem Volke als Eigenthum gehören. Ich bin gewiß, daß

daß jährlich 250 Millionen hiezu allein nicht hinlänglich sind. Und die andern Pensionen meistens an solche Leute, die dem Lande nichts nutzen, noch nutzen wollen und können, betragen auch jährlich über 30 Millionen, die arglistigen Broddiebe durch Protection und Schleichwege vom freygebigen Monarchen zu erhaschen wußten.

Despotische Staaten erhalten sich allein durch ihr colossalisch Gewicht, durch Furcht und Strafen und durch die verfluchte Lehre, daß ein Unterthan kein Eigenthum besitze, und sein Recht, sein Wohlstand, sein Leben und Ehre allein von der Willkühr des Despoten abhange. Wer dieses in christlichen Monarchien lehrt, oder vertheidigt, den sollten alle redliche Patrioten vereinigt mit Nasenstübern langsam zu Tode martern. In Monarchien vertritt die Ehre die Stelle des Geldes; folglich ist der Adel die Mittelstuffe zwischen dem Throne und denen andern Volksklassen. So lange diese ihre Gewalt nicht mißbrauchen, kann der Staat so lange glücklich seyn, als das Schicksal ihn vor einem

ruhm=

ruhmsichtigen Eroberer behütet. Republiken hingegen erhalten sich durch Tugend, Handel und Patriotismus, so lange sie sich vor dem Luxus zu hüten, und kluge Allianzen für alle mögliche Fälle zu finden wissen. Republiken müssen aber nicht groß seyn, deshalb ist Frankreich niemals in diese Form zu bringen. Denn 24 Millionen Menschen fordern schleunige Entschliessungen, die da verzögert werden, wo viele Köpfe zu vereinigen sind.

Ein Beyspiel davon hat man bereits in Frankreich gesehen.

Der Pöbel in Paris verbrannte alle Barrieren, und wollte keine Zölle entrichten. Gleich geschahen am folgenden Tage von klugen Köpfen und Volkskennern vernünftige und überzeugende Vorstellungen, daß der Staat diese, um glücklich und mächtig zu seyn, nicht entbehren könne. Und in 24 Stunden war alles ohne Murren wieder in Ordnung. Da aber eben dieses in denen entfernten Provinzen geschah, zankte man in Versaille so lange wegen der Hilfsmittel herum,

bis alle Barrieren zerstört, und viele tausend unschuldige Menschen ermordet waren, das Uebel aber bereits so weit eingerissen, daß der Staat Millionen verloren hat, und noch lange an Ausflickungen arbeiten muß. Das sind die Folgen der Volksgewalt, wo der Gehorsam nicht so geschwind als unter monarchischen Scepter zu bewerkstelligen ist.

Ueberhaupt, da es denen ehemaligen Aristokraten und dem itzt so tief herabgesetzten Adel viel zu weh thut, um Wunden zu verschmerzen, die so bitter bluten, und unheilbar scheinen, so wenden sie gewiß alles mögliche an, um durch angezettelte Verwirrungen in denen Provinzen eines so weitläuftigen Reiches, neue Auftritte anzuspinnen: Suchen und finden auch zugleich Freunde unter 1200 Deputirten in denen Generalstaaten, welche das, was in einer Stunde entschieden werden könnte und sollte, ganze Monathe zu verzögern wissen. Und hierzu ist ein einziger Advokat ein vortrefliches Werkzeug, welcher stundenlang schwatzen, Schwierigkeiten

her=

hervorspinnen, und Partheygeist in verschiedenen Meinungen ausbreiten kann. Der unterliegenden Gesellschaft bleibt nichts übrig, als zu verursachen, daß die Hauptarbeit der Staatreformation so lange als möglich verzögert werde, um indessen vielleicht einen Zeitpunkt für Widerspenstigkeit in entfernten Grenzen abzuwarten, und so wie bisher zu benützen, wo bereits mehr als 50000 Menschen geblutet haben. Die große Geistlichkeit spielt indessen den Tartüff, fomentirt Zwietracht im Verborgenen, lauert, trägt auf beyden Achseln, und erklärt sich zuletzt für den mächtigsten. Das war, und wird allezeit der Priesterkarakter bleiben; zugleich unversöhnlich und rachgierig, weil er Gott in seiner Person beleidigt glaubt; und sich als das nothwendigste Uebel im Staate erkennt. Dies ist und war er nach studirten Grundsätzen in allen möglichen Religionen, die sich je in der Welt durchkreuzten, und noch entstehen werden. Jesuit, wo Schwierigkeiten zu übersteigen sind, und Bernard, wo Kreutzzüge entscheiden müssen. Clemente und Ravaillacs hingegen, wo ein Monarch

narch für den Sieg der Kirche zu bluten bestimmt ist.

Nachdem ich nunmehr den Ursprung, die Fortschritte, und den Ausschlag dieser wichtigen Revolution so treu erzählte, wie ich sie selbst beobachtet und mit Augen gesehen habe, so will ich in diesen Blättern von alle dem nichts sagen, was nach meiner Abreise aus Frankreich geschehen ist. Die Vorfälle in denen Generalstaaten selbst, in denen Städten und Provinzen; der schändliche Auftritt im October, wo die Fischerweiber von Paris so gar das Schloß in Versaille bestürmten, wo der Königin Leben in Gefahr war; wo man die Leibgarden des Königs vor seiner Thüre ermordete, und beyde Monarchen gewaltsam nach Paris führte, vor deren Wagen die blutigen Köpfe deren Männer im Triumphe getragen wurden, die in Beschützung der Majestät ihr Leben verlohren hatten. Alle diese Schandthaten, welche der Nation eine unauslöschliche Schmach ewig seyn werden, und an wel-

che der ehrliche Mann nur mit Schauder und Abscheu denken kann; von alle dem sag ich in diesen Blättern gar nichts; weil ich den 6ten August aus Paris wegreisete, nachdem ich alles gesehen hatte, was ich sehen wollte.

Ich gieng also auf das Rathhaus, um vom General la Fayette und von dem Maire Bailli einen Paß zu fodern, weil damals wegen der vielen aus dem Lande flüchtenden kein Paß zu erhalten war, und sowohl die inn- als ausländischen Minister keine geben durften.

Fayette bat mich, ich sollte noch bleiben, und mich keiner Gefahr blos stellen, die bey denen Zerrüttungen im Lande unausbleiblich wären. Er könne mir auch nicht gut stehen, daß sein, noch des Magistrats, Paß mir nützen würde. — Ich bestand auf mein Begehren. Man ließ mich warten, und brachte ihn mir selbst heraus.

Weil aber darinnen stand, daß ich gar kein Gewehr bey mir haben solle: — Gab ich im drohenden Tone zur Antwort: — Daß ich ohne Gewehr nicht reise; und daß mein Degen, den ich für meinen Monarchen und für meine Uniform und Geburt trage, mir allein zur Vertheidigung zugehöre. Wer ihn mir abfordre, den schöße ich die Kugel durch den Kopf.

Fayette antwortete: — Der Befehl ist ohne Ausnahme in gegenwärtigen Umständen allgemein. Und wann tausend armirte Bürger, oder Bauern Ihnen ihr Gewehr abfordern, was wäre wider Gewalt zu thun? — — Der, welcher es von mir foderte, würde ohnfehlbar von meiner Faust sterben, war meine Antwort.

Nun sahe sich einer den andern mit Erstaunen an. Man lächelte, drückte mir freundschaftlich die Hand, gieng in das Rathszimmer, und brachte mir einen andern Paß mit den Ausdrücken. — — Daß man mich mit

mei-

meinen Leuten und Gewehre solle ohngehindert paßiren lassen. Man umarmte mich, wünschte mir Glück, bat mich, bald wieder zu kommen. Und so reisete ich mit Ehre, Segen, und allgemeinen Beyfall aus Frankreich. Unterwegs ward ich freylich an mehr als 20 Orten von allerhand bewafneten Haufen angehalten, weil man überall auf die Flüchtigen lauerte. Sobald ich aber nur meinen Namen nannte, besahe man nicht einmal den Paß, klatschte mir lauten Beyfall zu, und rief: vive notre ami le Baron Trenck. So gar die Bauern kannten meinen Namen, weil meine Geschichte von jederman gelesen war. In Metz paßirte ich just, da die Barrieren verbrannt wurden, und der Aufruhr in voller Bewegung war. Meine Equipage war deutsch — — Man umringte den Wagen, und forderte den Paß. In eben dem Augenblicke rief einer im Haufen: — Es ist unser lieber Baron Trenck! — — thut ihm kein Leid, — — laßt ihn paßiren. Im Augenblicke erscholl die Luft von vive le Baron Trenck. Das Posthaus, wo ich Pferde wechselte, wurde fast gestürmt. — — Und ein Schwarm

vom Volk begleitete mich jauchzend zum Thore hinaus. Viele wollten mich aufhalten, um mit Ihnen gemeinschaftliche Sache zu machen. Auf dem Platze war die Garnison aufmarschirt. Alle Officier kamen an meinen Wagen, und umarmten mich. Solche Ehre ist noch keinem Fremden in Frankreich wiederfahren. Mein Herz ist voll warmen Dankgefühle: versichert mich aber auch bey innerer Prüfung, daß mein Betragen dieses Vertrauen, diese Belohnung rechtschafener Handlungen, verdient habe.

Schluß.

Schluß.

Nun will ich diesen Blåttern noch meine Gedanken und Beobachtungen fůr jetzt, fůr die Zukunft beyfůgen, welche mit dieser Revolution zusammenhången, aus derselben entspringen, und fůr die Zukunft zu bemerken sind.

Die jetzige Lage von Paris kann nicht anders als traurig seyn; denn

Viele tausend reiche Leute, Håuser, die ungeheuren Aufwand machten, haben sich aus dem Lande geflůchtet, und ihre Capitalien heimlich herausgeschaft. Hieraus ist nicht nur ein allgemeiner Mangel am baaren Gelde erwachsen, sondern alle Lifranten, Fabrikanten, Marchands de Mode und andere Handwerksleute verlieren einen grossen Theil ihres Verdienstes; und dieser Schaden ist unersetzlich.

Auch die Bevölkerung hat vielleicht mehr gelitten, als da die Hugonoten vertrieben wurden.

Man rechnet bereits gegen 40000 Männer, die in denen Provincialtumulten, und bey Zerstöhrung aller Zollbediente das Leben eingebüßt haben.

Gegen 30000 Mann sind von der Armee desertirt, und über die Grenzen entwichen.

Viele tausend deutsche Handwerksbursche sind ausgewandert, und eben so viel leiden noch wegen Mangel an Arbeit Hunger, oder sind bereits Diebe geworden.

Die Fabriken haben wenig zu thun, weil der Luxus einen tödlichen Streich erlitten hat; da alle Grosse des Reichs zum Bürgerstande herabgesetzt sind; ihre prächtige Livree, ihren Tisch- und Hausaufwand reducirt haben, und sich nach Proportion ihrer geminderten Einkünfte einrichten müssen; der ganze Anhang der

geflüchteten Prinzen vom Geblüte und grosser Familien leidet Mangel.

Ungeheure Banquerotte, welche diese Revolution nothwendig verursachen mußten, haben allen öffentlichen Credit unterbrochen. Pinet allein fallirte mit 51 Millionen, und hat über 800 Familien in Paris an den Bettelstab gebracht.

Die Pariser Wechsler haben allen Credit verlohren, und wenig zu thun. Und wer noch Geld hat, versteckt es heimlich für noch mögliche Vorfälle, ehe die neue Constitution eine wirkliche Solidität erreicht hat. Die meisten Buchhändler müssen auch falliren. Wer kauft Bücher? Adel und Clerisey. Diese haben einen grossen Theil ihrer Einkünfte verlohren, und lesen und kaufen itzt nichts mehr.

Auch der Taglöhner und Handwerksmann hat weniger Verdienst, weil Niemand Arbeit giebt. Man rechnet in Paris gegen eine Million Menschen. Nun kann man sicher kalku-

liren, daß in denen ersten 6 Wochen der allgemeinen Gährung gewis mehr als 200,000 Menschen gar nichts gearbeitet haben. Welcher ungeheure Verlust im grossen Ganzen des arbeitenden Standes! Auch die Meister verlohren dadurch ihren Gewinst, zogen selbst auf die Wache zum patrouilliren, und versoffen und verzehrten bey allgemeinen Jubel mehr in einem Tage, als bey gewöhnter Ordnung in 14.

Eben das geschah auf dem Lande und in denen meisten Provinzen. Alles lief mit den Waffen in der Hand herum, und Niemand dachte an Arbeit.

Die Regimenter marschierten hin und her nach verschiedenen einander entgegengesetzten Befehlen, und machten vergebliche Unkosten.

Die meisten Zollhäuser wurden auf den Grenzen geplündert, und ihre Beamten mißhandelt, erwürgt, und von Weib und Kindern vertrieben. Dagegen kam die Contrebande ohne

Zoll

Zoll nach Millionen in die Städte, und folglich können die Pächter dieser Zölle ohnmöglich zahlen, und Millionen gehen hiedurch verlohren. Es wird auch noch viel Zeit verstreichen, und mancher Kopf bluten müssen, ehe die Nationalversammlung alles wieder in Ordnung bringt, besonders, da der Bauer nunmehr glaubt, er sey frey, und dürfe folglich nichts bezahlen, noch verzollen.

Auch die Industrie hat bereits sehr viel gelitten, weil die Käufer fehlen, und Paris von allen Fremden verlassen ist. Nun kömmt noch dazu, das der ausbrechende Patriotismus sich ruhmwürdig zeigen, und seine Lieblingsneigung den Luxus aufopfern will.

Man wird also wohl ohnfehlbar die kostsplitterliche Mode-Raserey abschaffen, und eine einfache Nationaltracht einführen. Wir Deutsche, und andere Völker werden sodann den Nachäffungsgeschmack verlieren, und unsere Millionen zu Hause behalten, welche uns der

fran-

französische für Kleinigkeiten unerschöpfliche Erfindungsgeist so künstlich als reitzend aus dem Beutel zu locken wußte.

Wenn ehemals ein pariser Golbarbeiter eine neue Erfindung ersann, und hiezu einen Zentner Gold in den Schmelztiegel warf, so gewann er für das Facon schon einen andern Zentner Gold, den man dafür bezahlte. So haben die Künstler durch ihre wohlbelohnte Arbeitsamkeit viele Jahre hindurch die Lücken auszufüllen gewußt, welche die ehemalige mangelhafte Regierungsform und die Verschwendung seiner Grossen verursachten; sonst wäre der erst jetzt bemerkte Geldmangel schon vor 50 Jahren ausgebrochen. Nun werden aber wohl schwerlich so viel junge Ritter und polnische Polacken nach Paris reisen, um dort ihr ganzes Vermögen, wovon sie zu Hause bis zum Grabe hätten ruhig und rühmlich leben können, in einem Jahre zu verprassen, und gegen französischen Leichtsinn zu vertauschen.

Man hat mich versichert, daß die Erfindung mit den grossen Schuhschnallen denen pa-

pariser Goldschmieden allein bey 4000 Zentner Silber in einem Jahre in Umlauf gebracht haben; wobey sie die Hälfte für Facon verdienten.

Auch die Zahl der Freudenmädchen wird sich in Paris mindern, welche bisher eine ungeheure Geldsumme unter Modekrämerinnen, Schuster, Kaufleute, Goldschmiede und allen Professionisten in Umlauf brachten.

Das größte Uebel ist das gegenwärtig aus dem Lande geschleppte baare Geld.

Alles dieses ist aber gegen die Vortheile nicht zu rechnen, welche eine ordentliche Wirthschaft bey der Staatscassa wieder einbringen kann, so bald alle Minister, Präsidenten, und Commissarien der Nation von ihrem Haushalten Rechenschaft ablegen müssen, und der, welcher sich selbst bereichert, und andere betrügt, auch ohne Standesunterschied barbarisch gestraft wird, um das, was eigentlich Ehre

und Bürgerpflicht ist, dem verderbten Franzosen wieder einzuprägen.

Was gewinnt man nicht gegenwärtig durch Einziehung der ungeheuern Pensionen, die jährlich bey 40 Millionen meistens für unwürdige betragen, die durch erschlichene Protection oder erbettelte Gnade des Königs, der Königinn, ihrer Lieblinge und Minister, den Mark des Landes gesogen haben.

Die Künstler werden noch allezeit Brod verdienen. Wenn aber auch 20000 Modehändlerinnen, wegen Arbeitmangel gezwungen werden, bey Bauern zu dienen, und Kühe zu melken; und eben so viel Perückenmacher drüschen lernen, wenn viele tausend unnütze Hausofficier, Livreebediente und sittenverderbende Kuppler die Muskette oder den Pflug ergreifen müssen, dann wird das Land besser cultivirt, und folglich das Brod sicher wohlfeiler werden.

Bisher giengen viele Millionen für fremdes Getreide aus dem fruchtbaren Lande; wird

nun der Bauer bey gegenwärtiger neuen Einrichtung frey, darf ihn Pfaf, Grundherr, Edelmann, Pachter, und Hofblutsauger nicht mehr schinden, und fängt er einmal an, den Werth seines nunmehr gesicherten Eigenthumes zu erkennen: dann wird das schöne im glücklichsten Clima liegende Frankreich sicher so bearbeitet, und benützt werden, daß Niemand der Hände und Kopf hat, darben darf. Dann unter guter Verwaltung kann Frankreich ohne auswärtige Hilfe noch 10 Millionen Menschen mehr im Ueberfluße ernähren. Man rechne nun, was auf etliche Meilen um Paris herum die Lustgärten, die Lustschlösser des Hofes, der Prinzen, der Fermiers generaux und der Grossen des Landes allein für das Voluptuarium, für Raum wegnehmen. Gewiß auf allen diesen itzt ungebauten Lustplätzen könnte Getreide genug wachsen, um Paris ganz zu füttern. Wogegen diese Stadt das aus entfernten Provinzen hergebrachte Getreide im doppelten Preise bezahlen mußte; welches durch Kornwucherey, Ministerial-Monopolien, Volksschinder, Li-

fran-

franken, Bäcker, Müller schon immer wieder auf das doppelte gesteigert, dem Dürftigen verkauft wurde.

Sicher ist es, daß 1200 Menschen, welche von 24 Millionen ausgesucht sind, um für die Wohlfahrt des Landes zu arbeiten, weit mehr sehen, auch richtiger abwägen, und überlegen können, als ein in seinem Lustschlosse alt gewordene König, und sein Minister, der nichts als Paris und Versallle gesehen hat, und seinen Leidenschaften lebt.

Freylich gehen dergleichen Berathschlagungen den Schneckengang, freylich ist eine republikanische Regierungsform im grossen Frankreich fast nicht zu rathen, wegen der Langsamkeit der Operationen, und der oft zankenden ausübenden Macht. Wann aber in diesem Reiche einmal gute anpassende Grundgesetze gemacht sind, und diese standhaft durchgesetzt werden; wenn man dem Wesen, das man Monarch heißt, keine Gewalt läßt zu schaden

und

und unterdrücken, und ihn nur als den gütigsten besten Gott betrachtet, der von der Nation bevollmächtigt ist, allen Menschen, die es verdienen, Gutes zu thun; wobey er aber keine Lieblinge über seine Mitbürger erheben, noch willkührlich über des Volkes Eigenthum und ihre allgemeine Staatscassa herrschen kann: Wenn, sag ich, hierinnen die klügste Mäßigung beobachtet wird, die aber wirklich mehr als Menschenkraft fodert, dann kann und wird Frankreich künftig eine der glücklichsten Monarchien werden. Ihr gegenwärtiger König ist gut. Der Glanz seiner Krone, und seine Bedürfniße dafür, wird er im vollem Gewichte erhalten. Er weiß nunmehr, wie tief seine Länder durch übertriebene Eigenmacht, Nachläßigkeit, und Verschwendung herabgesunken waren. Er hat die Folgen gesehen, und will den Monarchenstolz gerne der Wohlfahrt von 24 Millionen guter Geschöpfe aufopfern, die ihn auf den Throne mit Ehrfurcht und Dank anbeten, und eben so mächtig als glücklich machen werde.

Alles beruht gegenwärtig auf die ernsthaft-patriotische Beschäftigung der Generalstaaten. Ich kenne Männer darunter, von denen man alles erwarten kann. Freylich sind auch räudige Schafe, Dumköpfe, und erkaufte Verräther unter denselben eingeschlichen. Dieses war nicht zu hindern. Aber alles, was sie bisher geschlossen haben, erweiset, daß man bedachtsam zu Werke gehe, und die Hindernisse aus dem Wege zu räumen wisse. Wenn sie nun ihre Einrichtung aus der englischen und amerikanischen Verfassung zusammenschmieden, und kein Doge und Dey unter den Aristokraten entstehen kann, so wird man Wunder in Frankreich erleben.

Das größte Meisterstück menschlicher Vernunft in der gegenwärtigen Lage, und welches allein den Nationalcredit erhalten konnte, war dieses; daß man bey der Wahl der Deputirten aus den Provinzen vom geistlichen Stande nicht die allmächtigen Bischöfe, sondern die armen und ehrlichen Pfarrer gewählt

hat,

hat, unter denen sich wirklich zwey lutherische befinden. (Eine Seltsamkeit, die man in Frankreich kaum möglich erwarten konnte.) Nun muß man wissen, daß daselbst die Pfarrer sehr elend und kümmerlich leben müssen. Es giebt sehr viele, die nur 2, andere 3, meistens bis 600 Livres Einkünfte besitzen. Hingegen geniessen die grosse Menge der Bischöfe, und Erzbischöfe zu 2. 6. bis 8 mal hundert tausend Livres. Es giebt Aebte, die 100,000 zu verzehren haben, und die Klostergeistlichkeit, Kanonikaten und gestiftete Klerisey besitzt über 2,000 Millionen in liegenden Gütern und Kapitalien. Die Messen allein rechnet man auf 80 Millionen Erträgniß. Wären nun die mächtigen Geistliche vereinigt im grossen Rathe gesessen, dann hätte die Motion alle geistliche Güter für Befriedigung der Staatsschulden einzuziehen, niemals durchgreifen können. Man war aber so listig, und bewilligte sogleich dem mindesten Pfarrer einen Unterhalt von 1200, denen größern aber 2, bis 3000 Livres. Hiedurch gewann man sogleich alle ihre Stimmen zum Nachtheil der grossen, mächtigen, und reichen

Geistlichkeit, die alle schweigen mußten, weil die Pfarrer eigentlich das Volk regieren; da diese bisher gedrückte, und gedemüthigte Männer endlich Gelegenheit fanden, sich an ihren Feinden zu rächen. Eigentlich gebührt auch einem Pfarrer dreymal mehr, als einen Abbee, oder Klostergeistlichen.

Das Gesetz, welches demnach in diesem so wichtigen Falle die Generalstaaten sanctionirt haben, schlägt auf einmal alle Obergewalt der Bischöfe und Mönche zu Boden: befreyet den Staat von dem alles verschlingenden Ungeziefer; bändigt seine Herrschsucht über den Thron selbst, und fesselt die größten Feinde des Staats, die Beförderer aller Zwietracht, aus denen sie mit lachender Gefühllosigkeit ihre eigene Absichten und Vortheile zu ziehen nach Grundregeln der römischen Hierarchie gelernt, und in allen Staaten Europens thätig erwiesen haben; wo sie wie Vipern in ihren Höhlen zischen, bis sie Gelegenheit finden, ihren Widersacher in die Fersen zu beissen. Gottlob! diese vielköpfigte Schlange ist in Frankreich von Helden überwunden wor-

worden, die für das Vaterland mit Eifer und Ehre kämpften; und wenn auch diese Revolution keinen andern Vortheil als diesen zu Wege bringet, so ist sie schon deswegen allein Ruhm und ewigen Dankes der Nachwelt würdig.

Nun hat Necker gesiegt. Die Staatsschulden sind gedeckt, und sein edler Zweck ist erreicht. Die Exkommunikation fürchtet er nicht. Aber Gift, Dolch, und alle mögliche Priesterrache droht seiner patriotischen Tügend. Es wird auch nicht an Gelehrten fehlen, die entweder auf Anstiften der Unterliegenden, oder von Fanatismus gereitzt, ihn in Schmähschriften dem Volke verhaßt zu machen, sich bemühen werden. Das Licht der Wahrheit ist aber einmal über Frankreichs Gesichtskreis im vollen Glanze aufgegangen, vor welchem sich die Fledermäuse der Litteratur gegenwärtig mit Verachtung verkriechen müssen. Und es wird dem römischen Stuhle vergebliche Mühe kosten, um eine aufgeklärte Nation neuerdings in die Finsterniß der ehemaligen Unwissenheit zurückzuschleudern.

Ein Volk, welches einmal seinen Werth, so wie der aus seinem Sklavenschlummer erwachte Franzose, kennt, und den Staub verdienter Verachtung einmal von seinem Kopfe gewaschen hat, wird sich künftig gewiß gegen Priesterränke zu verwahren wissen, und vorläufig dafür sorgen, daß die Schullehrer ihrer Kinder künftig nicht mehr aus der Klerisey gewählt werden. Dieses ist ein Hauptgrundsatz für die Nation. Und wenn auch noch jemals ein verborgener Jesuit als Beichtvater das Herz seines Königs zu verderben bestreben könnte, so wird doch eine kluge Nationalversammlung allezeit gegen die üblen Wirkungen solcher Menschen und Vaterlandsfeinde zu kämpfen, und Roms gefährliche Anschläge gegen alle katholische Staaten standhaft zu zernichten wissen. Frankreichs Geschichte diene denen zur Bewunderung, welche den itzigen Zeitpunkt gegen den zu betrachten wissen, wo die rasende Mönchswuth Brüderblut in Strömen fließen machte; Frankreich von seinen besten Mitbürgern entvölkerte, und die sogenanten Hugonotten verrätherisch ermordete. Es lasse sich aber zugleich kein anderes Volk träumen,

die itzige französische Mode nachzuäffen. Nur Franzosen allein konnten eine solche Rolle bey Händeklatschen spielen. Ihre Nachahmer hätten hingegen gewiß Foulons Schiksal am Laternphal zu erwarten. Ich habe dieser merkwürdigen Scene mit kaltem Blute zusehen können, weil ich ihren glücklichen Ausgang positive vorsehen konnte. Deshalb allein durfte ich auch ohne Gefahr wagen, mich darinnen zu mischen, weil ich ein Fremder in diesem Lande war, und der Ausschlag mir gleichgiltig seyn konnte. Dort hatte ich keine Pflichten, ex officio einen Verräther abzugeben. Hätte ich aber jemals in einem Lande, wo ich Mitbürger bin, dergleichen Vorkehrungen bemerkt, ich würde nicht, wie in Paris, gleichgiltig zugesehen, vielweniger mich damit gemischt haben, sondern hätte Weib und Kinder eingepackt und wäre nach Amerika geflohen, wo es einem jeden ehrlichen Manne erlaubt ist, über fremdes Unglück zu seufzen, und über solche Menschen zu lachen, die mit sehenden Augen wollen betrogen seyn, oder die mit Eselsstolz unter ihrer Sklavenbürde noch Capriolen machen wollen.

Wenn ich aber an die erschreckliche Folterinstrumente, die alles Glaubwürdige überwägen, denke, die ich in der eroberten Bastille gesehen habe: — wann ich von den eisernen Ringen in den Wänden, am Fußboden und an der Decke, träume, wovon so viele tausend unschuldige Menschen ein schmähliges Opfer der sogenannten Staatsklugheit, und Ministerial- oder Hofkabale waren, die nicht nach denen Gesetzen, sondern nach Willkühr gerichtet wurden: — Dann segne ich im Herzen die vaterländischen Helden, welche die Bastille verstörten, und fluche denen, welche niederträchtig genug seyn werden, um die Grundsteine einer neuen zu legen. Noch schmachwürdiger ist aber der Mann, welcher die Gouverneursstelle in einer solchen Mördergrube der Menschenrechte annimmt, und für Eigennutz ein geehrter Büttel wird.

Wie es auch unter dieser Regierung hergieng, will ich nur durch ein Exempel bekannt machen.

In

In der berühmten Halsbandgeschichte, die ich in diesem Buche gleichfalls erzähle, geschah folgendes.

Graf Breteul, der Minister, ließ den Juwelier Böhmer zu sich rufen, welcher den Halsband an den Kardinal Prinz Rohan verkauft hatte. Er sagte ihm:

Herr! heute laß ich den Kardinal arretiren: wenn er wegen des Halsbandes verhört wird, so befehl ich ihm, just das, was ich ihm hiemit vorlege, zu antworten. Thut ers meinem Willen gemäß, so versprech ich ihm auf mein Wort, der Kardinal soll ihm sein Geld bezahlen; spricht er aber anders, — dann ist alle Zahlung für ihn verloren, und er wird in der Bastille krepieren.

So verfuhr man damals mit Staatsbürgern in Rechtssachen.

Hatte unter Ludwig den 14. und 15. ein Böswicht einen Mann zu fürchten, der ihn entdeckte,

deckte, oder strafen könnte, dann kaufte er von einer Maitresse einen Lettre de cachet, die nur in blanco mit der königlichen Hand unterzeichnet waren, und schrieb den Namen dessen hinein, den er sich vom Halse schaffen wollte. Saß dieser einmal in der Bastille, dann konnte ein Geschenk an den Herrn Gouverneur oder an seine Maitresse schon Mittel machen, daß ihn kein Mensch mehr retten konnte. Er wurde verläugnet, daß er da war, und wann auch Gnade und Freyheit für ihn, durch eben solche Wege bey Hofe, durch seine Freunde erbeten, oder erkauft wurde, dann war er bereits vor 3 Monathe gestorben. So hat man Fälle gesehen, wo der Unglückliche 40 Jahre im Kerker schmachtete, und kein Mensch entdecken konnte, daß er lebe. So undurchdringlich war das Geheimniß dieses Hauses. Weh aber dem Verdammten, wann der Herr Gouverneur einen Haß gegen ihn hatte, oder wann er Mittel zum Klagen fand. Er starb unter denen entsetzlichen Tormenten als ein Verräther, oder wurde in eine Grube geworfen, wo er Hunger sterben mußte. Und ein solches Haus duldeten die auf ihre Nationalvorzüge

stolze

stolze Franzosen mitten in Paris. War aber nicht durch ein solches despotisches Verfahren die Nation beleidigt? Wir Europäer lachen über die Niederträchtigkeit der türkischen Baschen, wenn ein Capidgi Bascha ihren Kopf abhohlt, um ihn an das Serail zu nageln. — Geschahe weniger in der Bastille? Und was man hier im Staatsinquisitionskerker vollzog, wurde nicht weniger in andern Gefängnissen und Criminalproceduren der Provinzen, und bey denen Parlamentsgerichten nachgeahmt und vollzogen. — Die Geschichte von Callas und Sirven wurden nur zufällig bekannt. — Man räderte sie unschuldig lebendig. Die Unschuld war erwiesen, und dennoch wurde kein Richter gestraft. Wie viele tausend Callasse litten noch viel unschuldiger, und weit mehr in der Bastille?

Mich selbst rettete nur mein starker Gliederbau aus der Bastille in Magdeburg. Ich besitze die Gabe, mein Schicksal zu schildern, und war kühn genug, um meinen Tyrannen mit männlichen Trotze die Feige zu zeigen. Ich lebe noch;

ich bin frey, — zittere vor keiner Eigenmacht, und hab es ohne Scheu gewagt, gegen ungerechte Urtheile laut zu schreyen. Ich schrie auch in Paris aus vollem Halse mit, da Gelegenheit da war, um eine Bastille zu zerstören. Magdeburg, Spandau, und alle Festungen in Friedrichs Staaten, waren unter seiner Regierung eben so viele Bastillen. Und wenn man mir sagt: — Friedrich der grosse Held war gerecht und großmüthig; — so antworte ich ohne Gefahr zu lügen: — Nein, er war es nicht. Er war Despot, und konnte folglich nicht gerecht seyn, besonders, da sein Stolz ihm niemals gestattete, etwas zu widerrufen, was er im ersten Eifer aufbrausender Leidenschaft eigensinnig geboten hatte. Ich habe wenigstens 50 Beyspiele davon in Händen, die ich der richtig abwägenden Welt vorlegen könnte, wenn ich rachgierig wäre. Um aber zu erweisen, daß in Berlin die Lettre de cachet eben so gebraucht wurden, als in Paris, so will ich ausser meiner Geschichte, nur noch eine ganz kurze erzählen, die ich erst vor zwey Jahren in Berlin gesehen habe.

Minister Görne hatte vom Könige das Departement der Emdenschen Compagnie, und ihrer Fonds- und Finanzen-Direction erhalten. Er nahm die Actien an, und wurde endlich, weil er sich bereichert, und das Publikum filoutirt hatte, kassirt, auch auf ewig auf die Festung Spandau geschickt, wo er seit 16 Jahren lebt. Zur Zeit nun, da Görne Minister war, kommt ein ehrlicher Schweitzer nach Berlin, um dort 9 oder 12000 Thaler in die Embdener Compagnie einzulegen, er geht zu Görne, zahlt ihm das Geld, nimmt die Actien, und geht nach Hause, um wieder zu seiner Familie zu reisen.

Kaum hat Görne das Geld, so geht er zum Könige, und vertraut ihm, er habe einen österreichischen Spion entdeckt, der ein höchst gefährlicher Mann sey. Der Monarch fragt um seine Wohnung, und das war schon sein ganzer Proceß. Er wurde abgeholt, und nach Spandau gebracht, wo er 9 Jahre lang in einem elenden Kerker geschmachtet hat. Wann er frug, warum er da sey, so war die Antwort: — Auf Kö-

nigsbefehl. Sprach er von Inquisition, bat er um Untersuchung: — so hieß es; Kerl raisonnire nicht! du mußt ein Bösewicht seyn, weil unser gnädigster König dich selbst hieher geschickt hat. Schrie er um Gehör, um Erbarmen, dann wurde ihm noch dazu der Prügel gedroht. Endlich starb Friedrich, der unerbittliche in solchen Fällen, wo er sich geirrt hatte. Denn kein Gouverneur, kein Mensch durfte für einen Arrestanten sprechen, den der König durch Machtspruch verdammt hatte. Er war ohne Rettung verlohren. Und hatte bey manchem, den er auf solche Art, wie diesen Mann, verurtheilte, auch nicht mehr gewußt, warum es geschehen war. Verhört wurden solche Leute nicht, folglich waren weder Acten, noch Protokoll, noch kein ander Urtheil da, als des Königs Ordre an den Gouverneur, ohngefähr nach folgenden Inhalt:

„Ich schicke euch hiemit einen Menschen,
„welchen ihr gut verwahren, und mit
„eurem Kopfe für ihn haften werdet.
„Niemand soll mit ihm sprechen.

Friedrich.

Heißt das nicht auch ein Lettre de cachet?

So saß nun dieser gute Schweitzer auch bey Wasser und Brod von allen Menschen verlassen 9 ganze Jahre in seinem Käfig, und wurde wassersüchtig. Der Minister Görne war indessen entdeckt, als ein Betrüger gestraft worden, und saß auch in Spandau. Aber niemand wußte, daß er dieses Schweitzers Unglück gemacht hatte. Er selbst wußte es nicht, daß es Görne war, und der grosse Friedrich dachte an solche Kleinigkeiten nicht, die nur Leben, Ehre, und Recht eines einzelnen Menschen betreffen. Sonst hätte er ja bey der Entdeckung, daß Görne ein Betrüger war, auch an die denken sollen, die sein Eigennutz unglücklich gemacht hatte. Monarchen, die aber empfinden, und erkennen, daß sie jemanden durch Uebereilung verdammten, widerrufen nie, und weil man einen Unschuldigen nicht begnadigen kann, so wollen sie ihn nicht belohnen, und lassen ihn in seiner Höhle verschmachten. Endlich starb Friedrich, und Wilhelm der Menschenfreund wurde König.

Nun

Nun durften die Commandanten Menschenfreunde seyn, und die Seufzer derer anhören, die auf des vorigen Königs Gnade von ihm selbst verurtheilt waren, und bis zu seinem Tode vergebens auf diese Gnade warteten, ihr Recht endlich erbitten zu dürfen. Der Spandauer Commandant sprach nun auch mit diesem sterbenden Schweitzer — und fand ihn unschuldig. Er schrieb an den itzigen edelfühlenden König. Dieser gab Befehl, die Sache zu untersuchen, warum er da sey. Man fand nichts als die Ordre an den Commandanten, ihn scharf, und fest zu halten. Der Mann wurde befragt, und erzählte sein Schicksal. — Aber Görne, der ihn hatte arretiren lassen, hatte schon gesorgt, daß ihm seine Schriften, und die Actien für die ihn erlegte 12000 Thaler abgenommen, und in seine Hände gerathen waren. Görne wurde im Arrest befragt. Er hatte schon viel dergleichen Schelmstücke eingestanden, und läugnete dieses auch nicht. Nun gab der König dem redlichen Schweitzer die Freyheit, er zahlte ihm sogar aus seiner Chatoulle das verlohrne Geld, für welches er das schmähligste Schlachtopfer gewesen war. —

Aber

Aber ach! Er konnte ihm die verlohrne Gesundheit nicht wieder geben. Und er starb 3 Wochen nach erlangter Freyheit elend, ohne sie anders als im Kerker des Krankenlagers genossen zu haben.

Wenn nun Friedrich noch 20 Jahre gelebt hätte, so war für diesen ehrlichen Mann kein Rettungsmittel. Und dergleichen Opfer seines Eigensinns waren in seinen Festungen eben nicht seltsamer, als in der Bastille.

Hier decke ich den Vorhang zu; hinter welchen der Minister Graf Herzberg allein nicht sehen will, der seinen grossen Friedrich in allen seinen Schriften untadelhaft schildern und ihn der Nachwelt als einen Halbgott aufdringen mögte; der auch sogar meinen Fall, den er doch genau in wahrem Lichte kennt, nur deswegen nicht hat ungerecht erkennen wollen, auch sogar die Confiskation meines Gutes deßhalb gut hieß, damit durch Aufdeckung meiner Geschichte Friedrichs bis zur Ohnfehlbarkeit von ihm erhobene Grösse nicht Schatten auf ihr Licht dulden

müsse.

müsse. Ob man nun gleich von Berlin an die Pariser Gelehrte geschrieben, und sie inständigst gebeten hat, sie möchten alles anwenden, um meine Schriften in Frankreich zu verachten, und zu decreditiren, so hat der Anschlag dennoch nicht gelungen. Die Wahrheit und Tugend siegte bey dieser edelfühlenden Nation. Man gab mir sogar die Briefe zu lesen, um mir meine Berliner Gönner bekannt zu machen, und that just das Gegentheil dieses Gesuchs. Ich wurde applaudirt, gerühmt, geschätzt, und die Versuchung um redliche Schiedsrichter zu bestechen, hieß in Paris ein eifersüchtiger Ministerstreich eines Mannes, der kein Egoist seyn will, und dennoch allgemeines Lob, ohne allen Tadel beeifert, ohne zu erkennen, daß er selbst nur ein Mensch ist, so wie es sein untadelhaft von ihm allein geglaubter Fridrich war.

Diesen kleinen Seitenschritt war ich mir selbst, meiner Ehre, meiner trockenen Wahrheitsliebe schuldig, weil eben der Mann, dessen Uriasbrief ich selbst in Paris bey Hrn. v. M — r gelesen habe, sich beleidigt glaubt, da ich in

mei-

meiner Widerlegung der Mirabeauschen Correspondence gesagt habe: — Er besitze bey allen seinen verehrungswürdigen Tugenden, bey aller seiner Seelengrösse dennoch den Fehler des Egoismus, und habe an mir falsch, oder vielmehr mit Ministerialpolitik gehandelt, hiedurch aber meine Verachtung verdienet, weil er nur für sich allein lebt, und da, wo er mir hätte nützen sollen, und können, vielmehr entgegen gearbeitet, oder gleichgiltig geschwiegen hat. Ein kleiner Litteratur-Lungenhieb kann den nicht beleidigen, dessen Herz ihm sagen muß: — Ich habe ihn verdient. Erkennt er den Irrthum und meinen Werth, so ersetze er mir das Unrecht an meinen Kindern. Macht ihn der Eigendünkel gefühllos, dann verdient er das nicht, was ich für ihn gedacht, auch wirklich gethan habe, da ich zur Erwiederung seines Betragens Gelegenheit in Händen hatte. Ist er aber rachgierig, so spotte ich seiner geglaubten Allmacht, und erweise, daß ich edler denke und handle, auch besser französisch schreibe, als er; welche Ehre die Pariser Akademie mir bewilligt, ihm aber geweigert hat. Punktum!

Nun kehre ich nach Paris in meine Versammlung der Generalstaaten zurück, und wünsche von Herzen, daß Mirabeau, und seines Gleichen wenig Einfluß in ihren Berathschlagungen finden mögen, wann Frankreich ruhig, mächtig, und glücklich werden soll. Mir schaudert noch immer die Haut, wenn ich an 322 Advokaten denke, welche noch immer in derselben das Uebergewicht drohen: Zum Glück sind es keine deutsche Advokaten, sondern französische Patrioten, die auch als bürgerliche Reichsverdreher in Privathändeln, in dem Fache ihrer Bestimmung da ehrliche Männer seyn können, wo die Wohlfahrt des Staats von ihrem Betragen abhängt. Bey uns ist es seltsam, daß ein Advokat, ein Jude, ein Referendarius, und ein privilegirter Wucherer ein rechtschaffener Mann seyn könne. Findet man einen im Haufen, so ist er sicher ein Phänomen, besonders in denen Ländern, wo man durch Ablaß ein guter Christ heissen kann, ohne als ein ehrlicher Mann nach Bürgerpflicht zu handeln.

Bisher geht die Hauptsache gut; man hat wirklich schon riesenmäßige Vorschritte gemacht. Der Gegenstand ist aber zu wichtig und zu weitläufig. Begegnet auch zuweilen im Nationalkarakter selbst, in der wirklichen Ausführung der auf dem Papiere leicht entworfenen Projecte, in der Vereinigung so viel auch verschiedener Meinungen, so viel Widersprüche, und Hindernisse, das auch ein Friedrichs Herrscher-Genie vielleicht zurückgeschaudert wäre, der alles ohne Hilf allein übersehen, zusammenfassen, und entscheiden wollte. Auch Hercules Arbeitsamkeit und Stärke könnte nur Augaces Miststall reinigen. Aber in weitläuftigen Frankreich so viele Millionen Köpfe zu vereinigen. Alle alten Mißbräuche und Vorurtheile auf einmal wegzufegen, jeden Stand, auch den beleidigten zu befriedigen, den ganzen ehemaligen und durch Gewohnheit verjährten Nationalkarakter umzuschmelzen. Das enthusiastische vive le Roi in ein wohlklingendes wirksames vive la Patrie zu verwandeln, und einen jeden begreifen zu machen, daß ihr gegenwärtiger Zustand glücklicher sey, als der vorige. Dieses wird man wohl

leicht dem grossen Hofadel, noch der herrschsüchtigen Klerisey in ihrer itzigen Erniedrigung nicht glauben machen. Die Generalpachter, Marchandes des Modes, Friseurs werden noch schwerer zu überzeugen seyn, und so lange das grosse Theater der Nationalversammlung offen steht, werden ihre Rollen wohl näher beleuchtet, mehr applaudirt, oder ausgepfiffen werden, als wenn ehemals eine Mademoiselle Gontard, ein Monsieur le Cain, alle Augen auf sich zogen, oder wenn die regelmäßigen Capriolen eines Herboval mehr bewundert wurden, als die Heldenthaten eines Conte, und Conti, so lange Soubise sich auf ihrem Schauplatze herumtummelte, wo eine du Barry den Ausschlag des Beyfalls, oder Tadels entschied. Diese Zeiten haben sich seit der Revolution viel geändert. Man wird künftig wirkliche Verdienste und Fähigkeit besitzen müssen, um Brod und Ehre erwerben zu können. Und man wird hoffentlich auch Vorkehrungen treffen, daß die General-Pachter nicht mehr den Mark des Landes aussaugen können. Der übertriebene Luxus wird von selbst fallen, so bald der Hof seine Gna-

den

den und Wohlthaten nicht mehr willkührlich verschwenden kann. Und da der schwelgende Adel den Stolz auf seine Geburtsrechte ablegen mußte, und den ehrlichen brauchbaren Bürger gleichfalls dem Staate in erhabenen Hof- und Ehrenstellen dienen sieht, so wird er sicher allgemach die alten Vorurtheile ablegen, und sich nicht mehr schämen, sein Geld durch die Handlung in Umlauf zu bringen, viele tausend ehemals müssige Hände, die in verbrämten Livreen vor vergoldeten Kutschen hertrabten, oder die Last der Pferde hinter denselben vermehrten, werden den Pflug ergreifen, und die Felder fruchtbarer machen. Die Hälfte der pariser Fiacker; und Lehnkutscher werden, anstatt Huren oder Tagdiebe, dem arbeitsamen Landmanne Mist zuführen. Wann der grosse Adel keine Aussicht mehr findet, Hofränke zu spielen, und des Monarchen Güte für sich, noch seine Anhänger, zu mißbrauchen, dann werden die reiche Güterbesitzer in ihre Schlösser eilen, und daselbst das Geld besser aus der alles bisher verschlingenden Hauptstadt in die Provinzen zu ziehen wissen. Ihre Kinder werden auch von denen üp-

pigen Dirnen, Comödiantinen nicht ihr Erbgut verschwenden und ungesundes Blut einsaugen, sondern in ihren Familien starke auch für das Vaterland gebildete Zöglinge hinterlassen. Der Bauer seiner Arbeit froh, und von der Natur belohnt, wird magere Felder muthig düngen, und Frankreich, welches bisher seine Einwohner nicht mit Nothdurft versehen konnte, wird seinen trägen Nachbarn Getreide verkaufen. Dieses ist die wahre und beste Goldgruben eines gesunden Staats. Frankreich ist fruchtbar. Und wenn das in Paris unnütze Gesindel die Wege zu ihrem Müßiggange durch gute Polizeygesetze verriegelt findet, dann wird das Brod wohlfeil, und der Kornwucherer einen andern dem allgemeinen Besten nützlichen Handel unternehmen müssen. Niemand wird in Frankreich arm seyn, wenn der arbeitende Stand der ehrwürdigste wird. Dieses sind die eigentlichen Grundregeln, worauf die Nationalversammlung ihr Hauptaugenmerk zu richten hat. Dieses ist der Polarstern, wornach das Staatsruder zu lenken ist. Dieses ist die Glückseligkeit, welche ich einem Lande wünsche, wo so viel gute

Men-

Menschen wohnen, die mir so viel Freundschaft als Achtung erwiesen haben, für welche ich bis zum Grabe die wärmste Dankbarkeit in einem gefühlvollen Herzen empfinden werde. Gute Vorbilder sind die erste Anlage für fruchtbare Pflanzschulen, und Zöglinge, so bald der Leichtsinn verachtet, und Bürgerpflicht die erste belohnte Tugend wird. Wohl dem Lande! wo einmal diese bis zum Wetteifer heranwächst.

Der schlaue Priester, welcher sich nunmehr bis zur letzten Volksklasse herabgesetzt sieht, verliert auch den Trieb auf Kosten der berückten Einfältigen, Schätze zu sammeln; und da, wo Er Roms Einfluß entfernt, und seine Kunstgrife aufgedeckt sieht, schämt er sich, von einem aufgeklärten für seine eigene Vortheile gemeinschaftlich wachenden Volk verspottet zu werden. Wo aber der Bürger wirklich tugendsam und redlich wird, da gibt es gewiß weder freygebige Ablaßkirchen, noch lächerliche Wahlfahrten, noch reiche Klöster. Rom wird freylich lauern, über Ketzerey schreien, und alle mögliche Ränke spielen, um das Alte wieder

der hervor zu suchen, und den Fanatismus, so wie im abergläubischen Brabant, wirken zu lassen. Aber auch viele gemeine Franzosen haben die Kirchengeschichte gelesen. Sie kennen die Wirkungen der Cardinäle, wenn sie Meister werden, und auf dem Grabe des heiligen Denis werden keine Luftspringer noch Marktschreier mehr gefunden, noch geduldet. So bald nun ein Volk einmal durch Industrie und Verbrüderung glücklicher wird, als es vorher unter dem Joche des Aberglaubens, des Leichtsinns, und der Aristokraten ware, tritt es so leicht nicht wieder in seine alte Irrthümer zurück. Nur ein Eroberer wäre fähig, alles Gute wieder zu verscheuhen, ehe es gekäumt und Wurzel gefaßt hat. Aber gegenwärtig hat Frankreich diesen unter seinen Nachbarn nicht zu fürchten. Und Niemand wird sich wagen, ein Volk von 24 Millionen anzugreifen, welches künftig nur für seine Hütten und innere Ruhe fechten wird. Dergleichen Soldaten sind Löwen. Und wollte auch der Pabst Kreutzzüge gegen die verkehrte seiner Macht abtrünnige Franzosen ausschreiben, um den verfluchten Erzcalviner, Necker,

nach

nach Rom zu führen, und ihn, so wie den Johann Huß in Constanz, zu verbrennen, so würde er gewiß nirgends Recruten, als in Baiern Brabant, Trier, und in Steuermarkt finden. Und diese wären eben nicht furchtbar, weil die neuern Bernarde nicht mehr Mirakel machen können.

Ich bin also der Meinung, daß Frankreich gegenwärtig die ganze Landarmee allgemach bis auf 50000 Mann reduciren sollte. Den Eroberungsgeist müssen sie ganz verbannen. Sie bedürfen nichts, weil sie schon alles besitzen, was erfordert wird, um des Hafens Ruhe zu genießen. Das Volk ist arbeitsam, voller Industrie, guten Willen, und Fähigkeit. Sie bedürfen von andern Staaten gar nichts. Haben Ueberfluß an allen, was der Mensch bedarf. Ihre Besitzungen in Ost- und Westindien geben Ihnen Beschäftigung, um auch die zu befriedigen, die im Handel reich werden wollen. Wenn ein unwahrscheinlich Problem möglich zu machen wäre, daß man nämlich mit Engelland einen soliden Kommerztractat, und einen 100 jährigen

ga-

garantirten Waffenstillstand schließen könnte, dann allein könnten beyde Nationen ihre Staatsschulden bezahlen, und vollkommen glücklich seyn. — Aber! wie viel tausend Aber kreutzen sich bey einem solchen Entwurfe! was kosten beyden Nationen die Unterhaltung der ungeheuern Marine!

Sicher aber ists, daß Frankreich seine Landtruppen nunmehro nicht bedarf, wenn die Bürgermilitz in allen Provinzen einmal zur Vertheidigung des Vaterlandes eingerichtet ist, aber auch durch wenige untermischte regulaire Regimenter in der Uebung der Waffen und Artillerie unterhalten wird. In auswärtige Händel muß sich Frankreich nicht mehr mischen, und wehe dem, der sie in ihren friedlichen Wohnungen angreifen wollte. Wie viel Millionen kann man nicht auch ersparen, wenn keine Kabalen mehr vom französischen Ministerio an fremden Höfen gespielt werden. Die Gesandte werden weniger Unkosten machen, und die Bestechungen und Espione kann man entbehren, wenn man nicht betrügen, noch Zerrüttungen anspinnen will.

Ehmals war Frankreich die Lehrschule der sogenannten Politik oder Staatsbetrügerey, und andre Höfe waren nur eifersichtig, daß sie diese feine Nation in dieser Kunst nicht nach Wunsch nachahmen konnten. — Sie hat aber, im Ganzen genommen, wenig genützet, und mehr Geld gekostet, als Vortheile befördert. Die Folgen fielen auf ihren eigenen Kopf.

Ich sage in meinem macedonischen Helden.

Dem guten Fürsten muß stets vor der Schandthat grauen,
Auf fremden Reiche Schutt sein Lustrevier zu bauen.
Geiz, Untreu, Arglist, Neid, sind in der Welt gemein,
Ein fürstlich edles Herz soll unser Vorbild seyn.
Wie aber! wenn sie selbst sich zu betrügen suchen?
Bringt das dem Fürsten Ruhm, was wir am Pöbel fluchen?
Wer einmal untreu wird, dem wird kein Freund mehr trauen,
Dem stumpfet man zuletzt, die falsche Tyger Klauen — — ꝛc.

In=

Ingleichen an einem andern Orte. —

Kein Reich ist in der Welt, kein Dorf, auch keine Stadt,
Worauf nach tausend Jahr kein anders Erbrecht hat,
Als der es jetzt besitzt; und wer durchs Recht der Waffen,
Will Herr der Erden seyn, und sich mehr Länder schaffen,
Was thut der weniger, als ein Cartousch vollbracht.
Der sich mit eigner Faust durch Rauben reich gemacht?

Ich habe denen Parisern diesen macedonischen Helden französisch übersetzt zurückgelassen, und wünsche vom Herzen, daß sie einen guten Gebrauch davon machen mögen. Die Bahn ist gebrochen. Künftig kann Frankreich die Eroberungshelden entbehren, und bedarf nur bürgerliche Helden zur Vertheidigung ihres ruhigen und glücklichen Systems, wozu ich die günstigste Aussicht vorsehe. Uebrigens hat diese Nation denen Engelländern den tödlichen Streich mit den in

Amerika angezettelten, von ihnen öffentlich unterstützten, und glücklich ausgeschlagenen Revolution versetzt. Diese wollten sich rächen, und thaten unter der Hand alles Mögliche, um die Pariser aufzuwiegeln, dann aber in ihren Freyheitsprojecten scheitern zu machen. Gewiß erwartete niemand die Möglichkeit, bey einem so wankelmüthig, unentschloßen, und schon der Sklavenpeitsche gewohnten Volk. — Aber das Blatt hat sich gewendet. Und Engelland hat Ursache vor Frankreichs Macht zu zittern; wann ihre republikanische Monarchie zu Stande kömmt. So lange aber ein Mirabeau in denen Generalstaaten eine glänzende Rolle spielt, der sich dahin wendet, wo der beste Vortheil für seinen Beutel zu erhaschen ist. So lange Schurken seiner Art mit seinen Absichten heimlich vereinigt komplotiren, und gesunde Entwürfe durch ihre Ränke und Beredsamkeit vereiteln können. — Kann das Ende noch allezeit in einen Bürgerkrieg ausschlagen. Dieß ist die Absicht der Hofparthey, des grossen Adels, und der im finstern lauernden jetzt so tief herabgesunkenen Klerisey.

Das

Das Volk liebt noch immer Veränderungen, und ist stündlich zu blutigen Scenen, und Laternentragödien geneigt. Ein unglücklicher Krieg mit Engelland, und eine unvorsichtige Wahl der Admirale, könnte alles leicht über den Haufen werfen, und der königlich und aristokratischen Macht das Uebergewicht wieder in die Hände spielen.

Im künftigen Jahre, wann alle bisherige Geheimnisse werden aufgedeckt seyn, wird diese meine summarische Erzählung nur zu Beyträgen in der Hauptgeschichte dienen, die ein redlicher Geschichtschreiber zur Nachahmung oder Warnung der Nachwelt hinterlassen will. Ich rathe aber nur denen Spaniern, daß sie denen Franzosen nachfolgen; aber der Pater Inquisitor muß auf ihrer Seiten seyn, um eine priesterliche Aristokratie einzuführen. Der Deutsche bete, seufze, gehorsame, und arbeite; das ist mein Rath. Nur ein Schurke predigt Aufruhr da, wo niemand zum Gebieten taugt; und der ehrliche Mann, muß für Privatrache keine Blutbädern anzetteln.

Die

Die Auflösung des bisherigen unentwickelten Räthsels von der berühmten Halsbandgeschichte in Paris.

Gründlich entdeckt, und aus Originaldocumenten erwiesen

von

Fr. Fr. v. d. Trenck.

Die edle Freyheit hat alle Dämme in Frankreich durchbrochen, und erscheint gegenwärtig geharnischt und gepanzert gegen alle willkührliche Eigenmacht in diesem glücklichen Lande.

Die Verläumdung kann nicht mehr mit ihren Viperzähnen an der Tugend des redlichen Staatsbürgers nagen. Und die Wahrheit darf im vollen Glanze ohne Larve auftreten. Ich war so glücklich, ein Augenzeuge dieser großen Revolution in Paris zu seyn, und entdeckte durch besondere Zufälle und Verbindungen das wahre Geheimniß von der berühmten Halsbandgeschichte, worüber sich ein jeder bishero vergebens bemühete, die eigentliche Wahrheit aus tausend widersprechenden Erzählungen hervorzusuchen. Ich gab mir die Mühe, alles gegen einander zu halten: Ich erforschte ohne Vorurtheil: war

selbst im Labyrinthe verwickelter Begriffe unentschieden; und ein blosser Zufall spielte mir Originalschriften aus der Bastille in die Hände, welche alle Ränke in der Lamottschen Schutzschrift vereiteln. Nun fehlte mir die Hauptaufklärung, welche mir allein Herr Böhmer geben konnte. Ich suchte seine Freundschaft, und fand sie, wohnte sogar 4 Wochen in seinem Hause. Da nun dieser Hofjuwelier eigentlich den Halsband verfertigt, und den Kardinal Rohan für 1,800000 Liv. verkauft hat. Da er das Opfer der allerfeinsten Politik und Spitzbubenstreiche ist, die jemals in der Welt gespielt wurden. Da er niemals die Wahrheit sagen durfte, und ihm durch den schrecklichsten Ministerial-Despotismus das Maul gestopft wurde. So war er froh, die Gelegenheit zu finden, wo ein Mann meiner Gattung die bishero vermummte Wahrheit ohngescheut entlarven darf. Er hat mir demnach nicht nur alles treu erzählt, sondern gab mir auch sein Manuscript, welches ich in Händen habe, zu benutzen, welches ich zu meiner Rechtfertigung vorweisen kann. Dieses gab mir das volle Licht, in das wahre Geheimniß zu dringen.

Dann

Dann las ich erst alle Memoire der Gräfin la Motte, die verschiedne Schutzschriften ihres Sachwalters während des Prozesses, alle Pariser Brochuren, die in dieser kützlichen Sache sowohl vor als nach der Revolution geschrieben wurden. Dann sprach ich mit verschiedenen Personen in Versailles, die in diesen Schriften benannt sind, auch theils als gezwungene Zeugen gebraucht wurden. Und hoffe das Chaos in diesen Blättern so glücklich auseinander zu setzen, daß man das, was ich etwa aus erheblichen Ursachen verschweige, oder vermäntle, leicht errathen kann. Ich bin kein Mietling noch Partisan der Königinn von Frankreich. Es freuet mich aber von Herzen, daß ich allein im Stande bin, sie in dieser so verdächtig bekannt gemachten Geschichte von denen schändlichen Beschuldigungen der strafbaren la Motte so zu reinigen, daß meine Leser kein Zweifel ihrer wirklichen Unschuld überbleiben wird.

Daß ich die Sache so gesehen habe, wie ich sie ohne Rückhalt schildere, verbürge ich mit meinen Ehrenworte. Und mein in ganz Europa

erworbener Ruhm und Beyfall eines ehrlichen Mannes, eines unpartheyischen Schriftstellers, der auch Königen die Wahrheit zu sagen nie gescheuet hat: soll gewiß durch diese Schrift nicht besudelt werden. Da aber die beleidigte und gerechtfertigte Königinn von Frankreich ganz ohngeschminkt meiner Scharfsicht vor Augen liegt: Da ich alle Triebfedern kenne, welche in diesem Gaukelspiele gewirkt haben, so ist es Pflicht des ehrlichen Mannes, der bishero betrogenen Welt, besonders der edelfühlenden Franzosennation, zu erweisen, wie irrig sie bishero am Leidfaden der Arglist herum geführet wurde: und wie falsch die Urtheile bey unverdauten Begriffen einwurzeln können, wenn man einmal gegen eine Person eingenommen ist, welche durch Wahrscheinlichkeit von Verläumdern auf der unrechten Seite geschildert wird.

Ich sage demnach laut, ohne Drängung der mindesten Schmeicheley, so wie ich vor der heiligsten Wahrheit in meinem Herzen überzeugt bin, so treu, wie ichs wirklich sehe und empfinde.

Die

Die Königinn ist in der Halsbandgeschichte vollkommen unschuldig.

Eben dieses sollen gegenwärtige Blätter ohne Widerspruch erweisen.

Herr Böhmer, Hofjouweller des Königs von Frankreich, ist der Sohn eines Hofjouweliers in Dresden, der durch eine sehr reiche Heirath einer Maitresse, die den Minister Grafen Brühl ausgemelkt hatte, zuerst viel Geld in Pohlen und Rußland gewann, dann aber die Verschwendung der Madame du Bary in Paris zu benutzen wußte, und die einträgliche Stelle eines königlichen Jouweliers bey Hofe erhielt. *)

Dieser Mann hatte nun im Jahre 1773 die Speculation gemacht, etwas außerordentliches für die Du Bary, Maitresse des Königs Ludewigs

*) Die Hofjouwelierscharge in Frankreich wird um 100 ja um 150000 Livres verkauft, und fodert einen großen Kapitalisten.

wigs des XV, zu verfertigen, welche damals die Monarchie unumschränkt beherrschte, und die Schätze des Staats willkührlich verschwendete.

Dieses lüderliche Weib hatte sogar dem Böhmer aufgetragen, er solle ihr einen Geschmuck verfertigen, den keine Königinn in Europa so schön besitze, und sollte er auch 6 Millionen kosten. Böhmer froh, eine so schöne Gelegenheit erhascht zu haben, um die damalige Hofverschwendung zu benutzen, entwarf den Plan zu diesen Geschmuck, und durchreisete halb Europa, um die hiezu erforderliche Diamanten zusammen zu kaufen. Da aber derselbe beynahe fertig war, starb zu seinem Unglück der König: Die Regierung der Maitresse hatte ein Ende: und Böhmer blieb sein Halsband auf dem Halse, den nur eine Königinn kaufen und bezahlen konnte.

Merkwürdig bleibt allezeit dieses, daß die jetzige Königinn, damals als Dauphine und Thronfolgerin, bey Ludwig XV nicht so viel Achtung fand, als eine du Barry, die sich ohne

an-

anzufragen einen Halsband von 2 Millionen bestellen konnte, und im Aufpuze der Dauphine vorzutretten suchte. Sicheres Merkmal der damals mißhandelten öffentlichen Schäze.

Da nun der Credit der Maitresse ein Ende hatte, suchte Böhmer alle Gelegenheit einen Geschmuck zu verkaufen, bey den er jährlich 100,000 Liv. Interessen verlohr. Und fand Gelegenheit, ihn der Königinn sehen zu lassen. Die aber nur die dazu gehörige Girandolen kaufte, den Halsband aber zurück gab. Endlich spielte er ihn auch in die Hände des in seine Gemahlin verliebten Königs, der ihm 2 Monath bey sich behielt, ohne eine Erklärung zu geben. Die Finanzen waren durch den amerikanischen Krieg erschöpft. Endlich, da das schöne Kriegsschiff, die Stadt Paris, welches der Admiral la Grasse kommandirte, von den Engelländern erobert wurde, ließ der König den Herrn Böhmer zu sich kommen, und gab ihm mit diesen Worten den Halsschmuck zurück.

„Es ist nothwendiger jetzt ein Kriegsschiff
„zu bauen, als einen so kostbaren Ge-
„schmuck zu kaufen. Warten Sie also
„auf bessere Zeiten.

Böhmer bestürzt, nahm ihn seufzend zurück. Er hatte zu der Zeit ein ganzes Kleid mit Brillanten-Schleifen für den Grafen von Artois gestickt, das über 1 Million kostete, und konnte keine Zahlung erhalten. Seine Schulden drängeten ihn, und er suchte in allen Winkeln Gelegenheit, den Halsband loszuwerden. Zufällig sprach ihm ein Freund, Hachette, der vielleicht übel unterrichtet war, von einer sichern Gräfin de la Motte, welche freyen Zutritt und gewisse geheime Verbindungen bey der Königinn haben sollte: die wegen ihrer Verschwendung immer geldbedürftig wäre, und gegen ein Geschenk von 2000 Louisd'or diesen Schmuck vielleicht bey Hofe anbringen könnte.

Böhmer ergrif die Gelegenheit mit offenen Armen, eilte zur la Motte in gebückter Demuth,

machte seinen Antrag, und man versprach ihm Protection.

Dieses schlaue Weib muß nun bey den Anblick dieses Geschmucks schon den Plan entworfen haben, auf Mittel zu sinnen, sich denselben zuzueignen. Die Umstände schienen ihr günstig. Sie war damals Maitresse und Gebieterinn des Cardinals Prinzen Rohan, den sie nach Belieben am Leitfaden lenkte, auch für alle ihre Absichten als einen hoffärtigen Dummkopf leiten konnte.

Rohan, der ärgste Feind des Ministers Breteuil, war damals aus wohlverdienten Ursachen, wegen seines ungezäumten Geschwätzes, in der höchstmöglichsten Ungnade der Königinn. Sein Plan war, den Baron Breteuil zu stürzen, und sich auf die Ministerstaffel empor zu schwingen. Ohne Protection der Königinn war dieses ohnmöglich. Er suchte demnach eben damals alle mögliche Wege, um die Monarchinn auszusöhnen, und neuen Zutritt zu erhalten. Dieses war sei

ner

ner bösen Freundin und Hauptkuplerin, der arglistigen la Motte, bekannt. Und sie suchte alle Gelegenheit zu benutzen. Um nun den Cardinal glauben zu machen, daß sie noch viel bey der Monarchin vermöge, und ihn allgemach einzuschläffern, um ihren entworfenen Plan zum Betrug auszuführen, wobey der bekannte große Geisterseher und Spitzbube Caglioſtro ihr Freund und erster Rathgeber war, wandte sie sich nach Versailles. Sie hingegen ließ allerhand geheime Briefe von der Königinn heimlich sehen, die sie selbst geschrieben hatte, um sich Achtung und Zutrauen zu erwerben. Eine sichere Favoritin und Kammerdienerin der Königin, Madame Campan, mußte hiezu das erste Werkzeug seyn. Die la Motte wußte, daß die wohlthätige Königinn zuweilen bey ihren Unterschriften für Kleinigkeiten etwas leichtsinnig war, und das auf Bericht ihrer Lieblinge, deren Worten sie Vertrauen beymaß, Bittschriften unterschrieben wurden, die sie nicht selbst gelesen hatte; oder man laß ihr vor, was nicht geschrieben war. Nun machte die la Motte eine Bittschrift, worinnen

ein

ein junger Mensch die Monarchin um ihre Vorsprache bey dem Cardinal Rohan ersuchte, um eine Präbende zu erhalten, welche von seiner Willkühr abhing. Die Königinn unterzeichnete. Vielleicht hat sie es auch nicht gethan, und la Motte hat das Anbringen selbst falsch unterschrieben.

Mit diesem gezeichneten Memorial eilte sie nun mit allen Waffen eines schlauen Weibes zum Cardinal.

Dieser wird hiedurch überzeugt, daß seine Maitresse viel bey der Königinn vermöge, und offenen geheimen Zutritt habe, welches sie ihm allezeit glauben machte. Entzückt zugleich, daß die Königinn ihm um eine Gefälligkeit bat, und daß er nunmehro durch den Kanal der la Motte Hofnung habe, die erzörnte Königinn auszusöhnen, und seinen Lieblingsentwurf auszuführen, Minister zu werden, sich an Breteuil zu rächen und Frankreich noch ärmer zu machen, glaubte desto leichtsinniger. Vermuthlich hat die la Motte ihm schon damals gesagt, daß er

die

die Königinn bey Hofe in allen Gelegenheiten meiden, und die Verstellungskunst so gut spielen müsse, damit niemals die Absicht der Königinn, ihn zum Minister zu erheben, bemerkt werden könne. Besonders da damals die verdiente Ungnade des Kardinals bey der Monarchinn in ganz Paris kein Geheimniß war. Sie wird ihm auch gesagt haben, die Königinn zeige eine besondere Begierde, den prächtigen Halsband zu besitzen. Sie wolle mit der Königinn sprechen, und sobald er Minister wäre, könnte dieser kostbare Geschmuck leicht incognito bezahlt werden. Der Hauptgegenstand sey also, den Böhmer zu bewegen, daß er ihn auf Kredit verkaufe.

Der betäubte Cardinal war mit nichts eifriger beschäftigt als ein solches Projeckt auszuführen, welches seine Bahn brechen sollte, und betrachtete nun schon seine Maitresse, als seinen Schutzgott, welche ihrer Seits wieder mit Cagliostro die Anschläge schmiedete, wie der Cardinal zu betrügen sey, damit das Halsband in ihre Hände zur Theilung gerathe.

Nun

Nun fuhr der Herr Cardinal sogleich zum Böhmer, und ließ sich den Schmuck zeigen. Am folgenden Tage ließ er ihn zu sich holen, und machte den Antrag, ihn zu kaufen.

Böhmer bezog sich auf seinen Compagnon Berange in einer so wichtigen Sache, und versprach, Morgen zu kommen.

Am Morgen kam aber der Prinz Rohan selbst zu ihm, fand Mißtrauen, weil er damals keinen Credit in Paris hatte, und vertrauete Ihnen, daß die Königinn die Käuferinn sey, worauf diese erklärten, daß sie bey gesicherter königlichen Ratification bereit wären, alle Zahlungstermine anzunehmen. — — Hier werden die Bedingungen zu Papier gesetzt, der Kauf geschlossen, und der Cardinal eilt damit zur la Motte, nachdem er denen Verkäufern heiligst versprechen lassen, der Königinn Namen nie zu nennen, weil Sie ein Geheimniß aus der Sache machen wollte.

Nun war der la Motte nichts leichter, als ihre Rolle zu spielen. Sie nahm den Contract, versprach die Unterschrift zu besorgen, und fuhr nach Versaille. Hier beredete sie nun einen jungen Menschen, Namens Vilette, der es auch im Verhöre gestanden hat, daß er bey jedem Artikel am Rande approuvé beyschrieb, und der Königinn Namen, Maria Antoinette de France, mit verstellter Handschrift unterzeichnete. Hiemit eilet sie zum Cardinal, der in der ersten Betäubung des Vergnügens nichts untersuchte, und blind war Hier sagte ihm nun die la Motte, die Königinn habe ihr gesagt, daß sie mit Ihm allein ein Arrangement mit den Zahlungsterminen machen, und ihn nicht stecken lassen würde.

Nun geht der Cardinal zum Böhmer, und schließt den Contract für 1,800,000 Livres, wovon der erste Termin in drey Monat zahlbar bestimmt wurde.

Böhmer und Barange konnten von einem so grossen Herrn ohnmöglich ein so grobes Falsum

sum vermuthen. Sie sahen der Königinn Unterschrift. Waren aber hierinnen zu unvorsichtig, daß sie diesen gefertigten Contract nicht in ihren Händen behielten. Da der Cardinal absolute darauf drang, es müße derselbe von Ihm und denen Verkäufern versiegelt in seinen Händen bleiben. Und er würde obendrauf schreiben, daß im Falle er vor der Zahlung stürbe, dieses Papier nur allein dem Herrn Böhmer et Compagnon behändigt werden müsse, weil die Monarchinn ihren Namen absolute nicht compromittirt haben wolle. Ohne diese ausdrückliche Bedingung sey aber der Halsband nicht gekauft. Böhmer erhielt also nur eine Copie des Contracts, und die guten Leute brannten vor Begierde, den Handel zu schliessen, bewilligten deßhalb alles ohne mindeste Vorsichtigkeit auf Treu und Glauben eines Cardinals. Sie konnten auch keinen Betrug vermuthen, weil sie in der Meinung waren, das Madame la Motte einen vertrauten heimlichen Umgang mit der Monarchinn habe; diese ihnen aber glauben machte, daß der Cardinal im kurzen durch Pro-

tec-

tection der Monarchinn Minister sey, und auch ihr Glück befördern würde.

Böhmer beschloß also den Handel, und behändigte dem Cardinal den Halsband, ohne für seine Sicherheit einen Buchstaben in Händen zu behalten. Auf so listige Art wurde ihnen ihr Eigenthum aus den Händen gerissen.

Nun sagt zwar die la Motte in ihrer zu London gedruckten Vertheidigung. Die Königinn habe wirklich von allen gewußt. Sie habe mit ihr (la Motte) alles verabredet, um den Halsband auf solche Art zu kaufen, daß ihr Name nirgends genannt würde; und daß sie allein mit dem Cardinal die Zahlungsbedingungen ausgleichen wolle. Da aber Böhmer ihm keinen Credit geben wollte, und sie der Königinn Unterschrift gefodert hätte — — habe die Monarchin grossen Unwillen gezeigt, und den ganzen Handel aufgegeben. Zuletzt aber zu verstehen gegeben, es wäre ja nichts leichter, als ihre Unterschrift nachzumachen. Und dieses überließe Sie ihrer Klugheit.

Wel-

Welche offenbare freche Lüge eines lüderlichen Weibes! die den Zusammenhang meiner treuen Erzählung im ersten Anblick vereitelt. Und da sie selbst gesteht, daß sie die falsche Unterschrift durch Herrn Vilette ihren Vertrauten machen ließ, und dieser es bey der Confrontation ad Acta eingestanden hat. So fällt hier gewiß der Vorhang von dieser gottlosen Verläumdung herunter, und zeuget unsre Betrügerinn ohne Widerspruch aufgedeckt in wahrer Gestalt. Nur dieses scheint mir in der ganzen Geschichte räthselhaft, warum man den jungen Menschen, welcher auf Anstiften der la Motte der Königinn Handschrift nachgemacht, und ein wirklich Crimen laesae Maiestatis begangen hatte, so gnädig bestraft habe. Da er doch laut Geständniß 2 Jahr hindurch eine Menge falscher Briefe im Namen der Königinn geschrieben hatte.

Ehe ich nun ferner in meinem Vortrage fortfahre, und die Auflösung des Räthsels gebe, muß ich meinen Lesern die Hauptpersonen schildern, welche ihre Rollen gespielet hab n.

Böhmer ist ein ehrlicher Mann, nichts ist ihm zur Last zu legen, als Unvorsichtigkeit wodurch er sich von bösen Menschen betrügen ließ.

Madame la Motte ist ein schlaues und schönes Weib, die eigentlich eine Avanturiere ist. Sie scheint in ihrem Memoire erweisen zu wollen, das sie vom König Heinrich den 4ten von einer seiner Maitressen abstamme, die den Namen Valois führten, und in der französischen Geschichte berühmt sind. Ihr Vater hatte alles durchgebracht, und war so verarmt, daß er im Hotel de Dieu in Paris in bitterster Armuth, wirklich unter dem Namen Valois gestorben ist.

Eine Dame nahm sie als Kind zu sich, erzog sie aus Mitleiden. Monsieur la Motte ein armer gens d'armes schwängerte sie, und wählte sie zur Frauen, vermuthlich um nach pariser Brauch der Gemahlin Schönheit für sich zu benützen, welches auch im vollen Gewichte geschehen ist, bis sie endlich in die Hände des Cardinal Rohan verfiel, dessen Maitresse

sie

sie etliche Jahre gewesen ist; und sich von seiner Freygebigkeit den Beutel spickte. Sie erzählt in ihren zu London gedruckten Vertheidigungsschriften sehr viel Abentheuer mit der Königinn, und schonet nichts, um mit Gunstbezeugungen zu prahlen, die gar nicht wahrscheinlich sind, um sich zu rechtfertigen. Wahrscheinlich ists gewiß nicht, laut inquirirten Prothocollen, daß sie ehemals einen Zutritt bey der Monarchin hatte. Aber zur Zeit, da der Halsband verkauft wurde, war sie sicher wegen ihres Bettelns in Ungnaden, und durfte sich nicht sehen lassen. Ohnfehlbar hatte sie noch alte Bekanntschaft mit Madame Campan und ihres gleichen, durch die sie Ränke spielen konnte. Man kennt das gewöhnliche Geschmeiß der Kammerfrauen bey Hofe. Ich habe aber mit zweyen unter ihnen sellbst gesprochen, die mich versicherten, daß Madame la Motte lüge, und niemals die mindeste Gemeinschaft mit der Königinn hatte.

Sie ist so frech und läßt in ihrem Memoire viele Briefe drucken, welches die ge-

heime Briefe zwischen dem Cardinal und der Königinn seyn sollen. Ihr Inhalt zeiget aber schon, daß sie die Arglist geschmiedet hat. — — Welches auch die Verhör-Prothocolle in der Bastille, und ihr eigenes Geständniß bestättigen, da sie durch Zeugen in Confrontation überwiesen wurde; und ihr Freund Vilette selbst gestand, daß er für sie mehr als 50 Briefe mit nachgemachter Hand der Königinn, schon im Jahr 1783 und 84, geschrieben hatte.

Ueberdem leg ich die Frage vor — — Wie, woher, auf was Art, hat wohl Madam la Motte, so wie sie vorgiebt, diese Briefe jemals copiren können, um sie drucken zu lassen. Ohnfehlbar geschahe diese Correspondenz versiegelt, welche durch ihre Hand gelaufen seyn soll. Wahrscheinlich ist also dieses: Sie bewog den Cardinal den ersten Brief zu schreiben, diesen eröfnete sie, las den Inhalt, und beantwortete ihn auch im Namen der Königinn mit nachgemachter Handschrift. Auf diese Art kann sie jetzt in London Originalien produciren, vidimiren, auch drucken lassen. Der Cardinal

war

war der Betrogene. Er sahe die Monarchinn gar nicht, und la Motte drehete ihm die Nase für ihre Absicht. Man hat mich auch in Paris versichert, daß sie durch Bilettens Unterricht der Königinn Handschrift so geschickt, ja sogar flüchtig, nachzuahmen wisse, daß man keinen Unterschied bemerken könne. Dieses muß sie aber erst geübt haben, um die Cardinals Correspondenz zu führen, denn da Böhmers Halsband-Contract zu unterzeichnen war, mußte sie noch den jungen Menschen Bilette dazu brauchen.

Uebrigens gehörte sie unter die Sultaninnen des heiligen Cagliostro, welcher denen Pariser Damen nackte Geister im Fleische zu beliebigen Genuß sehen, auch genießen ließ; und ich zweifle nicht, daß der Charlatan, um den Cardinal sicherer zu betrügen, die la Motte brauchte, welches ich besser unten am gehörigen Orte näher beleuchten werde.

Ueberhaupt hab ich Niemanden von diesem Weibe gutes sprechen gehört; ausser in St. Germain ein gewisser Pinet, der damals grossen Aufwand machte, versicherte uns, daß er im Trianon, das ist, im geheimen Lustschloße der königlichen Vergnügungen ohnweit Versaille verschiedenemal die Madame la Motte, wie eine geschmückte Braut gesehen, ja sogar, daß er mit ihr einmal von Trianon nach Paris zurückgefahren sey. Dieses sey aber ein Jahr vor der Halsbandgeschichte geschehen. Wenn ich nun alles dieses, Wahrheit, Lügen, Ausflüchten, und Wahrscheinlichkeit mit einander verbinde, so zieh ich folgenden Schluß. Es ist möglich, daß durch irgend eine Favoritin die la Motte eine günstige Gelegenheit erhaschte, um bey der Monarchin einen Eintritt zu erhalten. — — Da aber bey dem abscheulichen Ausbruche der Halsbandgeschichte der Name la Motte genannt wurde, erinnerte sie sich bey dem ersten Gefühl der gröbsten Beleidigung des Namens la Motte nicht mehr, und sagte trocken weg:

Ich

Ich kenne gar keine la Motte.

Königliche Aussprüche werden prothocollirt, und können weder bezweifelt, noch widerrufen werden.

Folglich könnte wohl etwas von der Vertheidigung dieses arglistigen Weibes wahr seyn, und dieser in Paris bekannte Theil der Wahrheit bey allgemeiner Läugnung derselben einen Verdacht verursacht haben, welcher, wie ein Lauffeuer die Begriffe von der Hauptsache bey verläumderisch oder leichtsinnig urtheilende Menschen vergiftet hat.

Im Processe selbst, der in der Bastille gewöhnlich mit der Exekution angefangen wird, erzählt unsre schöne gebrandtmarkte Gräfin freylich verschiedne merkwürdige Auftritte. Sie sagt: — Man habe ihr gerathen und befohlen, absolute den Namen der Königinn nicht zu nennen. Im widrigen Falle, wäre ihr Kopf sogleich verlohren. Eben dieses wäre geschehen, wenn sie den Kardinal angeklagt hätte.

Die Familie war zu mächtig, und der Gouverneur dieser Mördergrube hatte gewöhnlich die Befehle zu Expedition in die andre Welt, wenn allenfalls der Arrestant nicht nach Vorschrift sprechen wollte. Dieses sind Geheimnisse der Bastille, die gegenwärtig in ganz Frankreich bekannt sind. Man weiß auch, wie in derselben die Verhöre gehalten, und die Prothocolle verfälscht wurden. Nur Ministersclaven erhielten Ehrenämter, und Richterstellen in diesem Hause. Wehe also dem, welcher einmal da war, und sich rechtfertigen wollte.

In dieser Erzählung hat demnach la Motte vollkommen Recht, und sie befand sich wirklich in einer Lage, wo sie nothwendig zu allen, ja, sagen mußte. Eben dieses ist auch die Ursache, warum man an denen in Paris publicirten Actenstücken zweifeln darf, worauf der gelehrte Herr Schlözer im 51. Hefte seine Urtheile gründet. Wenn man sie aber mit meinen Nebenentdeckungen verbindet, so folgt gewiß eben das Resultat, welches ich behaupte.

Das

Das Beste also für sie war, den Diebstahl des Halsbandes allein auf sich zu nehmen, falls es auch wirklich anders gewesen wäre, und zu hoffen, daß der, oder die, deren Ehre sie hiedurch rettete, auch aus Dankbarkeit, Mittel finden würden, sie selbst durchschlüpfen zu machen. Dieses war aber nicht möglich; weil der Minister Baron Breteuil, von dessen Winke damals alle Operationen in der Bastille abhiengen, als ein geschworner Feind des Kardinals beschlossen hatte, ihm den Kopf vor die Füsse zu legen.

Da nun die la Motte das Hauptwerkzeug hiezu seyn sollte, aber wider alle Bemühungen des Breteuil sich selbst anklagte, um den Kardinal zu retten, der wirklich nicht schuldig ist, so war es nicht möglich, sie vor dieser Ministerrache zu schützen, und sie mußte am Pranger als eine Diebin gebrandmarkt werden. — Daß aber la Motte unter der Hand Freunde hatte, die ihr Dank schuldig waren, zeigt sich allein hieraus sichtbar; weil nach einiger Zeit, da sie nach erlittener Exekution in den Hospital der Salpetriere auf ewig fest saß, und alle mögli-

che Schmach erlitt; ohnvermuthet ein Wagen mit 4 Postpferden vor ihrem Gefängniße erschien; sie mußte einsteigen, und man führte sie nach Boulogne, von da nach London.

In Paris sagt man; es sey dieses ein Werk des Grafen Artois. Andere, daß es die Familie Rohan bewirkt habe. Noch andere, daß der la Motte Mann, der sich gleich in Zeiten nach London geflüchtet hatte, habe gedroht, das ganze Geheimniß, und alle in Händen habende Briefe und Beweise drucken zu lassen, falls man seine Frau nicht befreye. Und deswegen sey auch eine wichtige Dame, die Herzogin Polignac zu ihm nach London gereiset, und habe 150000 Livres baar bezahlt, um seine in Händen habende Briefe zu kaufen, die er aber schon vorher hatte gerichtlich vidimiren lassen, und jetzt in denen Memoires seiner Frauen erschienen sind. Es sey aber, wie es wolle, so steckt in der Befreyung der la Motte allezeit ein Geheimniß verborgen, welches noch nicht zu entwickeln ist. Denn eine Person, die so viel sagen konnte, hätte man gewiß nicht ohne erhebliche Ursache aus Paris

be-

befreyt, und nach London reisen lassen. Ich glaube, die Freunde des Kardinals haben dem Breteuil zum Possen diesen Streich möglich gemacht.

Uebrigens bitte ich meine Leser, welche die la Mottischen Schutz- und Schmähschriften gelesen haben, zu erwägen, daß sie eine öffentliche gebrandmarkte Person sey, die durch eigene Erzählungsgeschichte deutlich genug entdeckt, daß sie gewiß keine Person fide digna ist, und in einem Zeitpuncte eine vom Volke verhaßte Monarchin so grob zu beleidigen wagte, die meine treue Erzählung, wovon ich die Legalbeweise in Händen habe, gewiß in dieser Halsbandgeschichte vollkommen rechtfertigt.

Aus denen Acten-Stücken der Zeugenverhöre und ihrem eigenen Geständniß zeigt sich sonnenklar, daß sie eigentlich die ganze Intrigue geführt hat. Daß sie die Diebin war, die den eingeschläferten Kardinal, auch sogar den Cagliostro, betrogen hat.

Auch der junge Vilette, welchen sie verführte, um die Handschrift der Königinn nachzumachen, wurde mit ihr konfrontirt, und sie hat laut Acten und Prothocoll, dieses Verbrechen nie geläugnet. Nunmehro sagt sie aber in ihrem Memoire: — die Königinn selbst habe ihr befohlen, diese falsche Unterschrift zu machen, wodurch der Kardinal geblendet, und Böhmer betrogen wurde. — Welche offenbare Lüge! der sogar alle Wahrscheinlichkeit widerspricht.

Sie sagt sogar: Sie habe dieses Geheimniß dem Kardinal vertrauet. — Er habe es gestattet, um den Kredit bey Böhmer zu erhalten. Und eben dieses sey die Ursache, warum er, wie ich oben erzählt habe, dem Böhmer den unterschriebenen Originalkontract nicht in seinen Händen gelassen hat. In der Confrontation hat sie aber dieses nie gesagt, sondern die Verfälschung allein auf sich genommen. Nur habe sie den Kardinal glauben gemacht, die Königinn hätte ihr ausdrücklich befohlen, daß Böhmer ihre Unterschrift nicht in Händen behalten, son-

dern

dern nur sehen solle. Uebrigens bleibt hier ein großer Verdacht auf den Kardinal kleben, dessen moralischer Karakter wahrscheinlich vermuthen läßt, er habe damals viel gethan, um den Kredit von Böhmer zu erhalten. Ich bin aber durch den Zusammenhang der Sache überzeugt, daß er die Schandthat nie begangen habe, sondern durch die la Motte am Leitfaden geführt worden sey, die sich den Halsband in die Hände spielen wollte; und daß er wirklich geglaubt habe, die Königinn wünsche ihn zu besitzen, und wolle sich mit ihm wegen der Zahlungstermine vergleichen.

Freylich fällt hier abermals ein Zweifelsknoten aufzulösen. Da die la Motte bey Entdeckung des Betrugs nicht aus dem Lande entfliehen wollte, ihren Mann allein fortreisen ließ, und 10 Tage sich in Bar sur Aube aufhielt, bis sie arrestirt wurde, ob sie gleich noch wirklich einige Diamanten von diesem Geschmucke bey sich hatte.

Diebe

Diebe sind aber oft blind, und verwägen. Und ein Freund hat mich versichert, daß sie zu zaghaft zur Entschliessung war, daß sie ihren Mann vorausschickte, um zu erfahren, ob er an der Gränze glücklich durchgekommen sey. Sie wußte, und bemerkte auch zugleich, daß das Haus, wo sie wohnte, mit Polizeybeobachtern verwahrt war, und lauerte auf einen günstigen Augenblick zu lange, bis sie erhascht wurde.

Da sie zugleich die Sache so künstlich verwickelt hatte, daß sie alles auf den betrogenen Kardinal zu lehnen, und sich aus der Schlinge zu ziehen glaubte. Da sie nicht einmal vermuthete, daß er sie in die Sache verwickeln würde; da er sie selbst in Paris 4 Tage in seinem Palaste verborgen, und heimlich fortgeschickt hatte. So wollte sie durch die Flucht nicht den Diebstahl directe auf sich nehmen, an dem mehrere getheilt hatten, und war durch Illusionen, die sich ihr Stolz geschmiedet, zu sicher, besonders, da sie nicht wußte, noch glaubte, daß der Kardinal wirklich in der Bastille saß. — So

bald sie diese Nachricht erhielt, war nicht mehr Zeit zu fliehen, weil sie in eben dem Augenblicke arrestirt wurde; vermuthet hatte sie auch nie, daß man einen solchen Herrn in das Gefängniß führen könne, und daß ihr Busenfreund alles auf sie schieben werde. Sobald sie aber in der Bastille saß, blieb ihr kein anderer Weg über, als den Diebstahl allein auf sich zu nehmen, und auf Protection zur Dankbarkeit ihrer Zurückhaltung zu hoffen; weil ihr Kopf in allen Fällen verloren war, falls sie wirklich unschuldig gewesen wäre. Denn in der Bastille verfuhr man nie nach Gerichtsordnung, und wußte die schweigen zu machen, welche zur Unzeit die Wahrheit sagten.

Foltern zwangen alles zu sagen, was man gesagt haben wollte, und dann war keine Rückkehr in die Welt mehr zu hoffen, um sich zu rechtfertigen. Das Prothocoll blieb da, und der Arrestant reisete in eine bessere Welt.

Nun vom Cagliostro!

Dieser ist einer der feinsten Betrüger auf Erden.

Er giebt vor, er sey über 2000 Jahre alt, und habe zu Canaan in Galiläa mit der Maria Magdalena auf der Hochzeit eine hebräische Sarabanda getanzt. Sein Kammerdiener, ein Mensch von etwa 30 Jahren, giebt vor, er diene ihm seit 320 Jahren. Er sagt, daß er täglich auf der Spitze seines Degens zu Gott hinauffahre, und mit ihm spreche. Er besitze den Stein der Weisen, und könne aus kleinen Brillanten große machen. Er zitirt Geister, die sich in Fleisch verwandeln, wenn sich schöne Damen nackt vor seinem Altar präsentiren. — Kurz gesagt: Er ist ein Betrüger der ersten Klasse: hat aber in Paris, wie ein großer Fürst mit dem erstaunlichsten Aufwande, mit offener Tafel, und drängenden Zulauf, auch Verehrung, lange seine Rolle gespielt. — Sein Kunststück lief aber da hinaus, daß er der erste Kupler der vornehm-

sten Personen war, wo in seinem Hause unter dem Deckmantel des Geistersehers, die geheime Zusammenkünfte veranstaltet wurden. Fast beständig waren 30 und 50 Kutschen vor seinem Palaste. Die schönsten Damen drängten sich herbey. Man kann also leicht begreifen, wodurch er seinen ungeheuern Aufwand bestreiten konnte. In Straßburg hatte er sich lange aufgehalten. Dort machte er Wunderkuren unter dem Pöbel ohne Bezahlung; gewann aber von denen Reichen desto mehr, denen er den Lebensbalsam verkaufte, um etliche hundert Jahre alt zu werden. Nahm aber von Damen nur Geschmucke an, welches sie auch freygebiger, als baar Geld, hergaben.

Dabey gab er vor, daß er kleine Brillanten zusammenschmelzen, und große daraus machen könne: wodurch er einen Schatz von Geschmuck zusammenrafte, weil er die große Operation immer zu verschieben wußte, die etliche Jahre Zeit erforderte. Diejenigen aber, die ihm einmal ihre Steine vertrauet hatten, und bey der Nasen, herumgeführt wurden, durften

nicht

nicht laut klagen, weil er ihnen alle Geheimnisse abzulocken wußte, und sie hiedurch so in sein Interesse verwickelte, daß sie, ohne sich selbst zu prostituiren, den Betrüger nicht antasten durften, der die Waffen wider sie in Händen hatte.

Hauptsächlich war der einfältige Kardinal Prinz Rohan so tief in seinen Fesseln verwickelt, daß er ihn wirklich einen Gott hieß; daß er nichts, ohne ihn zu befragen, unternahm, und wie ein Tanzbär an seinem Nasenringe sich vom Betrüger leiten ließ.

Nun hatte er diesem auch glauben gemacht: Er könne aus kleinen Brillanten, nach Belieben, große machen. Hiezu bedürfe er nur Stoff. Die Operation erfordre aber 27 Monathe. Dann hätte er ein Peru in seiner Hand. Die Gräfin la Motte war gleichfalls hierzu überzeugt. Und hieraus kann vielleicht der ganze Anschlag, den prächtigen Halsband zu erhaschen, geschmiedet worden seyn. Cagliostro wird dem Kardinal glauben gemacht haben, daß eine alte Operation

sion, in welcher seit 70 Monathen ungeheure Schätze steckten, nächstens fertig werden, und daß er nur Geld für seinen täglichen Aufwand bedürfe. Der Kardinal war bereits von lauter Geben auf Hofnung erschöpft, und ließ sich von der la Motte überreden, den Handel mit Böhmer zu schließen, um dem Cagliostro seine Bedürfnisse zu verschaffen, weil er von Ablauf der bestimmten Zahlungstermine Schätze von ihm erwartete. La Motte hingegen mit dem Betrüger verstanden, machte ihm glauben, die Königinn habe wirklich den Halsband empfangen, den sie bereits mit Cagliostro getheilt hatte, welcher den Kardinal ganz in seiner Gewalt hatte. Dieser hingegen gab dem Kardinal einige große Steine, die er in seinem Schmelztiegel verfertigt zu haben vorgab, und die er selbst nicht mehr kannte, noch vom Halsbande vermuthete.

Diese wahrscheinliche Muthmaßung allein löset das Räthsel auf, woher der Kardinal der la Motte für 300000 Livres Brillanten gegeben habe, um sie in London zu verkaufen, auch woher die la Motte die ihrige erhalten habe. Dann

unmöglich kann ich glauben, daß Prinz Rohan am Betruge und Diebstahle wirklich Theil hatte. Er war also allein der Betrogene, und hat den ehrlichen Böhmer durch seine Dummheit unglücklich gemacht; wozu die listige la Motte und der Schelm Cagliostro allen Stoff zubereitet hatten.

Nun sagen viele, und zwar mit Ursache; warum kam dann Cagliostro so glücklich aus diesem Handel? daß er nach etlichen Monathen Arrest in der Bastille nur aus Paris fortgejagt, und als ein Betrüger erklärt wurde? Die Antwort liegt klar vor Augen.

Der Kardinal glaubte wirklich ein Gotteslästerer zu werden, wenn er den großen Mann nur im mindesten zu argwöhnen wage, der ihm neue Jugend, neue Kräfte für das schöne Geschlecht, große Schätze, einen Einfluß mit allen himmlischen Geistern, und 2000 Jahre Gesundheit und Leben versichert hatte. Alles dieses war er dumm genug zu glauben. — Deshalb allein hat er seinen Namen bey der Inquisition niemals

genannt, noch zu nennen gewagt, da er zugleich fest glaubte, daß der allwissende Mann ihn sogleich bezaubern, und unglücklich machen könnte. Die la Motte nahm aus Ursachen, die ich bereits vorgetragen habe, den Diebstahl allein auf sich: — nannte folglich ihren Freund Cagliostro auch im Verhöre nicht, und suchte sogleich den Kardinal zu retten, dessen mächtige Familie sich dagegen aus Dankbarkeit wieder für sie interponiren würde. Hiedurch ist Cagliostro durchgeschlüpft. Man wußte aber in Paris, daß er den Kardinal in ungeheure Schulden gestürzt, und durch ihn vieler Großen Vertrauen gewonnen hatte, die er nach Willkühr und Bedürfniß durch seine Geisterseherey, und geheime Zusammenkünfte striegelte. Deshalb hat ihn der Minister Breteuil ohne Prozeß über die Gränze geschaft, damit alle die, welche er betrogen, weniger dem öffentlichen Gelächter ausgestellet würden.

Schande st es gewiß allezeit in unserem erleuchteten Jahrhundert, daß Geisterseher von Cagliostros Art so viele große Männer bey der Nase herumgeführt haben, auch noch füh-

ren. Man findet sie fast noch überall nebst denen Rosenkreuzern.

Vermuthlich wird aber ihr Reich nicht lange mehr währen. Und da Cagliostro nun endlich in Rom in die Hände der heiligen Inquisition gerathen ist, so werden seine Geister ihn wohl schwerlich retten können. Und es würde für die Herrn Dominikaner eine fette Waldschnepfe zu braten seyn, denn der Kerl wägt gegen 300 Pfund, und hat auch viel Geschmuck und Kostbarkeiten bey sich, die für seine arme Seele in Stiftmessen sehr anwendbar sind.

Nun auch etwas vom Kardinal Prinzen Rohan, der eigentlich in dieser Sache die Hauptperson ist.

Man weiß, wie mächtig diese Familie unter der vorigen Regierung in Frankreich war. Dieser Kardinal hatte ungeheure Einkünfte, steckte aber immer in Schulden, und führte eine Lebensart, die seinem Stande eben nicht angemessen ist.

Er war ein schöner Mann, und ein Herkules bey dem schönen Geschlechte, dem wenige Damen in Paris widerstanden.

Sein Stolz ist aber eben so unbegränzt, als seine Seele klein, sein Betragen niederträchtig, und sein Herz vergiftet. Seine Absicht war immer, der erste Minister in Frankreich zu werden, um seinen Hang zur Herrschsucht und Verschwendung zu sättigen. Eben dieser Vorsatz stürzte ihn aber in das Unglück, wo er wegen der Geschichte des Halsbandes beynahe den Kopf verlohren hätte, wenn der Baron Breteuil sein Kapitalfeind und Mitbuhler nicht Hinderniße in Ausführung seines Entwurfes fand, der ihn in Hofränken weit übersah.

Ich will keine Schmähschrift, sondern nur solche Wahrheiten schreiben, welche eigentlich diese verworrene Sache aufklären können. Man weiß, daß er seinen Monarchen Ludwig XV zum Hahnrey machte, da er einer der eifrigsten Liebhaber der Madame du Bary war, die auch den Prinzen Soubire aus dem Hause Rohan

zum Marschall der französischen Armee ernennen half, welcher seiner Nation durch die Bataille bey Rosbach eben so viel Ehre zuwege brachte, als der türkische Großvezier im 1789sten Jahre bey Martinestie davon trug. Beyde waren vom Serail zu Befehlshaber großer Kriegsheere ernannt. Beyde werden auch in der Geschichte ewig bekannt bleiben.

Um aber vorläufig den Karakter dieses Herrn Kardinals und Kirchenlichts zu schildern, muß ich hier meinem Leser nur einen Vorfall bekannt machen, der in ganz Paris kein Geheimniß ist.

Ein deutscher Kaufmann, dessen Namen meinem Gedächtniße entfallen ist, etablirte sich in Paris, und hatte eine sehr schöne Frau. Kaum hatte sie der Kardinal durch seine Kuppler entdeckt, oder zufällig selbst gesehen, so machte er Jagd darauf. — — Und fand so viel Widerstand, daß er ihr zuletzt 1000 Louisdor antragen ließ.

Die Frau war redlich, sagte es ihrem Manne, und der Kardinal erhielt nichts, der seine Kirchen-Einkünfte so freygebig einem armen Weibe in seiner christlichen Heerde mittheilen wollte. Ob er sie wegen hartnäckiger Widerspänstigkeit in seinem ertzbischöflichen Herzen excommuniciret habe, dieses ist mir unbekannt. Aber das gute Weib war leider nicht christkatholisch, eine lutherische Ketzerin, folglich ungläubig, und sie wäre trotz dem Kirchenbanne dennoch ein redliches Weib geblieben.

Nun wollte das Schicksal, daß etwan ein Jahr nach diesem bezeigten Ungehorsam der Mann durch fremde Banquerotte, nicht durch seine Schuld, zu Grunde gieng.

In seiner Herzensbangigkeit vertraut er seiner zärtlich geliebten Frauen weinend das Geheimniß. Beyde sehen mit gerührter Schwermuth den Himmel an, der aber keine einmal protestirte Wechselbriefe acceptiret. Sie suchen nun Trostgründe, wie Eheleute, die sich aufrichtig wechselseitig hochschätzen. — — Kein Trost,

kein

kein Hilfsmittel erscheint. Ihre Seele wird immer lebhafter beängstigt, und Thränen der Freundschaft ersticken die Seufzer.

Endlich sieht die Frau den verzweifelten Gatten mit Wehmuth an, und sagt schluchzend.

Freund! mir fällt noch ein Rettungsmittel ein. Du weißt; daß mir der Kardinal 1000 Louisdor angetragen hat. — — Willst du? ich opfere dir alles auf. — — Ich hole das Geld, so sind wir gerettet, und du wirst dabey nichts von meinem Herzen verlieren. Dazu weißt du, daß ich seit 3 Monathen schwanger bin, und daß du Vater bist.

Der Mann staunt zurück. — — Die Lage war verzweifelt, und beyde bewilligen das Hilfsmittel.

Nun geht die schöne Frau zitternd zum Kardinal. — — Hier bin ich, geistlicher Vater! schlachte dein Opfer nach Belieben — — Der Mann Gottes umarmt sie mit geiler Innbrunst:

geht

geht in sein Cabinet, legt die 1000 Louisdor auf den Tisch, greift zum Werke, und vollendet es mit da Capo nach Priester Brauch.

Nun eilt er zum Tische, trägt das Geld in sein Cabinet, giebt ihr 6 Livres in die Hand, einen Fuß in den Hindern, und stößt sie zur Thüre hinaus. Das geschändete Weib eilt nach Hause, zeigt sich ihrem Manne in der schrecklichsten Gestalt, wo Tod und Rache auf der verzweifelten Stirne zu lesen waren. Anstatt aber ein scharfes Messer, welches auf den Tisch lag, dem Kardinal in das schwarze Herz zu stossen, durchbohrte sie damit ihre Schwanenbrust vor den Augen ihres Mannes, der es nicht verhindern konnte, und floh vor Gottesthron, um einen Kardinal anzuklagen, welcher zu dergleichen Schandthaten fähig ist.

Man beurtheile die Lage ihres Mannes, der sein schwangeres Weib im Blut zappelnd vor seinen Füßen sahe. Anstatt aber den ruchlosen Priester zu erwürgen — — — ist er an eben dem Tage verschwunden; kein Mensch

hat erfahren, wo er hingekommen ist. Man vermuthet, er habe sich bey überwältigen Schmerz ersäuft.

Der Kardinal hingegen hat bey erhaltener Nachricht herzlich gelacht, daß Leute wegen einem solchen Bagatelle sich das Leben nehmen können. Sein Soupe an eben dem Tage war delicat, und nach denselbem sann er auf neue Eroberungen, schlief aber recht sanft in den Armen der zärtlichen la Motte.

Das der in ganz Frankreich bekannte moralische Karakter dieses Kirchenhauptes, der aber sonst sehr freygebig ist, und von allen seinen Leuten und Maitressen betrogen wird. Er borgt gerne überall, wo man Ihm leihen will, ist aber ein schlechter Zahler; deswegen hat er, ohnerachtet seiner grossen Einkünfte, gar keinen Credit.

Nun war seit langer Zeit sein einiges Bestreben, Minister in Frankreich zu werden. Schon die du Bary hatte daran gearbeitet. Aber

alle-

allezeit waren Hindernisse da, ohnerachtet dieser Mann auch nicht eines der Talenten besitzt, welches zu einem solchem Amte erfodert wird. Eben hieraus kann man schon auf die seit langer Zeit traurige Verfassung des Versailler Cabinets schliessen. Seine Hauptkabale arbeitete gegen den Baron Breteuil. Er hatte ehmals die Protection der Königin für sich, die er aber, durch sein schlechtes Betragen und ungezäumtes Geschwätz, so weit verlohren hatte, daß sie ihn gar nicht sehen wollte. Solche Gelegenheiten wußte aber der schlau und wachsame Hofmann Breteuil am besten zu benützen.

Ehe ich aber weiter gehe, muß ich des Lesers Vorwitz befriedigen, und die Ursache des unversöhnlichen Haßes zwischen diesen Männern erzählen, die mir ganz genau bekannt ist.

Der Kardinal hatte dem Minister Breteuil seine Lieblingsmaitreße debouchirt, weil er freygebiger, als der erstere, in der Zahlung war. Hiezu kam nun dieses. Breteuil war zum Both-

schaf-

schafter in Wien ernannt. Sein Haus war bereits in Wien gemiethet, theils schon meublirt, auch viele Bagage dorthin auf dem Wege. Indessen drang die Parthey des Kardinals durch Weiberkabale durch; Breteuil wurde contremandirt, und er zu diesem Posten bestimmet. Breteuil wollte vor Zorn bersten, war aber Hofmann; verbieß den Schmerz, und lauerte auf Gelegenheit zur Rache.

Sobald nun der Kardinal ernannt war, fuhr Breteuil zu Ihm, und nach vielen Gratulationen, und Hofbrauchs Contestationen, trug er demselben vor, ob er etwas in Wien von seinen daselbst bereits hingeschickten Mobilien und Equipagen für sich ablösen und gebrauchen wolle. — — Er überreichte Ihm hiezu das Inventarium nebst beygesetzten Preisen.

Der Cardinal nahm ein Bleystift, und bemerkte den Werth von 94000 Livres. Sogleich wurden, auf seinem Befehl, verschiedene Pferde Paradekutschen, und eben zur Abreise fertige

Sa=

Sachen übergeben, die auf des Kardinals Befehl abgeschickt wurden. Es verfloß einige Zeit ohne daß er an die Zahlung dachte. Endlich fährt Breteuil selbst zu ihm, weil er wußte, daß er ein schlechter Zahler war, und frug ihm: — — Auf was Art wollen sich dann Euer Eminenz mit mir wegen der Zahlung arrangiren? Der Kardinal stutzt, sieht ihn von der ganzen Höhe seines Eminenz- und Rohannischen Stolzes an, und gibt ihm trocken zur Antwort:

„Mein Herr! kommen Sie Uebermorgen zu mir, so sollen Sie ihre Bezahlung finden.

Der gleichfalls hochmüthige Breteuil, der seinen frechen, und siegenden Nebenbuhler mit Verachtung ansahe, stutzt. Der Kardinal hingegen kehrt den Rücken, und läßt ihn gehen. Breteuil verbeißt den Schmerz. Ueberwindet sich nach reifer Ueberlegung, und fährt am bestimmten Tage zum Kardinal, welcher

cher das, was er in der Specification ausgesucht, auch zugleich unterzeichnet hatte.

Wie erstaunte er aber, da er erfährt: Seine Eminenz wären bereits nach Wien abgereiset. Er erfährt aber zugleich, daß er sich noch einige Tage in Savern aufhalten werde, ehe er die Reise fortsetzt. — — Was thut Breteuil, der sich so grob beleidigt sieht im ersten Zorne? Er schickt zwey Commissarien und seinen Intendanten dem Kardinale nach mit Befehl, seine Equipage zu arrestiren, bis er ihm bezahlt habe: — — weil er zwey Wägen von ihm mit sich genommen hatte. — — Dieser war also gezwungen, noch einmal selbst nach Paris zurück zu kommen, und Anstalten zu treffen, daß die 94,000 Livres den Breteuil baar bezahlt wurden. Der Haß wurde hiedurch unversöhnlich, bis dieser Gelegenheit fand, ihn bey der Königinn so zu verschwärzen, daß er von Wien bald zurück berufen wurde; wo er ihn endlich durch die Halsbandgeschichte gänzlich zu stürzen Gelegenheit fand.

Der Anhang des Breteuil war in Wien mächtig. Man suchte Gelegenheit in seiner thöricht und unanständigen Aufführung zu Wien. Die tugendsame Maria Theresia bewirkte also bald — in — Versaille, daß der ihr unangenehme Bothschafter zurückberufen wurde; und Breteuil erreichte seinen Zweck.

Nun that Rohan alles mögliche, um die Königinn von Frankreich wieder auf seine Seite zu bringen. Alles war aber vergebens. So verfloßen etliche Jahre, bis endlich seine Maitresse die Comtesse la Motte ihn in das Labyrinth stürzte, worin er bald den Kopf verloren hätte. Die wahrscheinlichste Meinung ist wohl in dieser Sache diese:

Cagliostro hatte den Beutel Sr. Eminenz gefegt, beyde brauchten Geld, und Rohan wollte Minister werden, wozu er die Königinn brauchte. Madame la Motte war beyder Vertraute. Ich habe bereits erzählt, wie arglistig sie den Kardinal glauben machte, daß sie in besondern Verständniß und Vertrauen mit der Königinn

lebte. Der Thor glaubte blind, was er gerne hörte, und so wurde er auf eine Art bey der Nase geführt, daß er in die ihm gelegte Falle kriechen mußte, und Cagliostro und la Motte den prächtigen Halsband theilten, welchen er ganz gewiß in der Königinn Händen glaubte, der ihm in die Bastille brachte, und er zuletzt bezahlen mußte.

Bisher ist zwar der allgemeine Ruf, daß Rohan eigentlich den Halsband selbst behalten, und mit Cagliostro und der la Motte getheilt habe, weil die letztere wirklich für 300,000 Livres Steine aus eben diesem Halsband in London verkauft, und ihm das Geld behändigt hat.

Diese Steine wurden aber vom Cagliostro den einfältigen Rohan zum Verkauf gegeben, der ihm glauben machte, es wären bereits Brillanten aus seiner Fabrike, und er brauche nur Geld, um die Operation der großen im Tiegel befindlichen Massa zu vollziehen.

Der

Der Kardinal kannte selbst die Steine aus dem zerlegten Halsband nicht, den er eben damals sicher in der Königinn Händen glaubte. Und gab sie der la Motte zu verkaufen.

So grob ließ er sich von einem Wundermann, und von einem Weibe betrügen.

La Motte behauptet zwar in ihrem Lügenmemoire, daß sie die in London verkaufte Steine vom Kardinal erhalten, ihm auch das Geld dafür behändigt habe. In ihrem Processe in der Bastille hingegen hat sie hievon keine Erwähnung gemacht, sondern trocken weggestanden, daß sie den ganzen Halsband gestohlen habe.

Da sie nun den Cagliostro nicht nannte, so schlüpfte dieser glücklich aus der Schlinge, und der Kardinal konnte keines Betrugs, sondern nur einer groben Unvorsichtigkeit beschuldigt werden.

Da nun der la Motte Rechtfertigung nach überstandener Strafe für den Diebstahl, und wunderbarlich erhaltener Freyheit eine offenbare Lügencompilation ist, weil sie sogar die Data der wichtigsten Vorfälle unrichtig anbringt: Weil sie sagt, der Kardinal habe die Dauphine als Braut in Wien genau gekannt, da sie doch bereits im Jahr 1770 wirklich in Paris eintraf, und in seinem ganzen Leben Wien nicht gesehen hatte. — So ist dem ganzen falschen Mischmasche ihrer verwickelten Erzählungen auch gar kein Glauben beyzumessen.

Ich habe dagegen einige Zeugenverhöre, auch einige Originalprothocolle aus der Bastille in Händen, welche das klare Gegentheil von allem dem erweisen, was sie jetzt der Welt glauben machen will, auch mit weniger Wahrscheinlichkeit vorzutragen wagt.

Wer aber zu seiner Schande in seiner Schutzschrift solche Schandthaten selbst eingesteht, die den niederträchtigen Karakter der Person aufdecken,

decken, der kann keinen Glauben von gerechten Lesern fodern, die für Thatsachen accreditirte Beweise suchen. Folglich haben die Memoire dieser einmal gebrandmarkten Person zwar den Vorwitz leichtsinnig urtheilender Leser gereizt, aber nichts erwiesen, noch gerechtfertigt. Und die Ehre einer so grob beleidigten Königinn kann durch dergleichen Schmähschriften nie gekränkt, noch verdächtig werden.

Das eigentliche Resultat ist dieses:

Cagliostro ist ein Betrüger, die la Motte die Diebin, die Königinn unschuldig, und der Kardinal der Betrogene.

Nun will ich nur noch dieses beyfügen: daß Herr Graf la Motte gewiß in der Sache mit seinem Weibe verstanden war. Er hat die Steine aus dem Halsbande in London verkauft. Er hat sich durch die Flucht der Inquisition entzogen; folglich war ihm die ganze Intrigue seiner Frauen bekannt. Er war ein armer Tropf, — und hat nicht nur verschwenderisch gelebt, son-

dern gesteht auch selbst, daß er noch nicht arm ist. Fodert grosse Summen für die ihm geraubte Mobilien, und Kostbarkeiten, und jedermann weiß, daß er vor der Halsbandsgeschichte in elenden Umständen lebte. Auch sein Zeugniß ist demnach falsch und verdächtig.

Wie es aber möglich gewesen, den Kardinal so viele Monathe hindurch so grob zu hintergehen, daß er immer glaubte, die Königinn habe den Halsband empfangen, dieses will ich nunmehro entwickeln, ob gleich wenig Wahrscheinlichkeit in einer solchen Erzählung zu finden ist; so bleibt die Sache dennoch wahr.

Der Kardinal hatte den Halsband vom Böhmer empfangen, und suchte Gelegenheit, ihn der Königinn zu geben.

Da er aber sich gar nicht vor ihr sehen lassen durfte, so verließ er sich auf der la Motte Versprechen, ihm eine Zusammenkunft zu verschaffen.

Diese rieth ihm nur an die Monarchinn zu schreiben. La Motte sollte den Brief tragen. — Sie öffnete ihn, machte der Königinn Handschrift nach, und bestellte ihn um 9 Uhr Abends in ihren Lustgarten zu Trianon. Er sollte in königlicher Bedientenlivree am bestimmten Platze erscheinen; wo man ihn schon weiter führen würde.

Der vor Freude entzückte Kardinal erschien, und Madame la Motte, die ohne von jemand gesehen zu werden nebst Mamsel Oliva hineingeschlichen war, führte ihn in ein finsteres Boudoir unter dicken Hecken.

Nun hatte sie eine gewisse Mamsel Oliva, eine öffentliche Hure, vorbereitet, um die Rolle der Königinn zu spielen, und ihr alle Worte in den Mund gelegt. Diese Person hatte viel Aehnlichkeit in der Person, ja sogar in der Stimme der Monarchinn, und was ihr fehlte, hatte ihr die la Motte gelehrt.

In dieses dunkle Kabinet, wo die Oliva auf einem Sopha wartete, wurde nun der Kardinal eingeführt. Er warf sich zu Füssen, küßte dieselbe, und was weiter vorgegangen, weiß ich nicht. So viel weiß ich aber gewiß, daß die verstellte Königinn wenig und ganz leise sprach. Daß sie ihm versprach, er solle Minister werden, und dann würde sie den Halsband in Terminen bezahlen. Bey Leib und Leben wurde ihm aber das Geheimniß empfohlen, die la Motte als Unterhändlerin vorgeschlagen, und ihm aufgetragen, sich gar nicht bey Hofe sehen zu lassen, bis seine Sache bewerkstelligt, und Breteuil an die Seite geräumt sey.

Nun weiß ich nicht positive, ob bey dieser Zusammenkunft erst der Halsband in die Hände der Oliva überreicht wurde, oder ob ihn die la Motte vorher bereits vom Kardinal zur Ablieferung erhalten habe. Böhmer hat mir aber versichert, die Oliva habe ihn in einer Schachtel bey diesem listigen Rendez vous aus des Kardinals Hand erhalten. Die la Motte habe aber der Oliva glauben gemacht, die Königinn wolle

sich nur eine Belustigung mit dem Kardinal machen, und laure hinter der Thüre im Nebenkabinete, wie er sich gegen seine geglaubte Königinn betragen würde. So bald aber der Kardinal abgetreten wäre, hätte sie eine andere versteckte Betrügerinn in der Dämmerung hervortreten lassen, welche, als wäre sie die Königinn, viel mit der Oliva gescherzt, und sie gelobt hätte, daß sie ihre Rolle so vortreflich gespielet, und sich vom Kirchen-Oberhaupte habe die Füsse küßen lassen.

Bey dieser Scene soll nun die Oliva die Schachtel mit dem Halsbande vom Kardinal eigenhändig empfangen, und ihn der la Motte übergeben haben. Folglich war der Kardinal allein der Betrogene, aber nicht der Betrüger. Und die Königinn selbst wußte gar nichts davon.

Dieses erweiset auch die Aussage der Oliva in der Bastille, und eben deswegen hat diese sehr einfältige Person, die sich nur als Maschine brauchen ließ, und welcher die la Motte glauben machte, es geschehe alles auf Befehl der Königinn,

ginn, die eine heimliche Zuschauerin dieser Komödie war, auf freyem Fuß gesetzt, und nicht gestraft worden; welches ein Beweis für meine Entwicklung des Räthsels ist.

Böhmer hat mir zwar gesagt, daß Cagliostro den Halsband erhascht habe, da er bey einer Zauberoperation dem geblendeten Kardinal die Königinn aus einer gläsernen Flasche leibhaftig auftreten ließ. Diese Rolle habe damals gleichfalls die Oliva gespielt, welche Aehnlichkeit mit der Monarchinn hat. Wobey der vorwitzige Geisterseher Prinz Rohan dumm genug war, alles zu glauben, und den Cagliostro als einen Gott verehrte, von dem er noch mit Ehrfurcht spricht.

Es sey nun, wie es wolle, der Halsband gerieth in die Hände der Betrüger, und da der Kardinal den strengsten Verboth hatte, nach Hofe zu kommen, und wenn es zufällig geschah, daß er die Königinn öffentlich sahe, so glaubte er, daß die ihm gezeigte Ernsthaftigkeit nur in publico eine Verstellung war, weil nach dem Auf-

tritte

tritte der Oliva die la Motte seine verliebte Briefe von ihm empfieng.

Nun muß ich doch auch noch einen Auszug aus denen Manuscripten hier anbringen, welche mir Böhmer zur Bekanntmachung und Aufklärung vertraut hat. Er sagt: daß ein sicherer Hachette Substitut des Generalprocurators, sein alter Freund, ihm eigentlich die la Motte vorgeschlagen habe, um für seinen kostbaren Halsband einen Käufer zu finden, weil er wisse, daß sie unter der Hand Zutritt bey der Monarchinn habe, und ein schlaues Weib sey. Der Schwiegersohn dieses Hachette übernahm es, mit der la Motte zu sprechen, und versicherte den Böhmer, daß sie aus dem Hause Valois, und des Königs Verwandtin sey.

Man zeigt dieser la Motte den Halsband in ihrem Hause; zu eben der Zeit verlohr Böhmer durch das Falliment des Prinzen Guemene 150,000 Livres; desto begieriger war er, einen so kostbaren Geschmuck zu verkaufen. Und man proponirte ihm den Kardinal Rohan als Käufer,

der

der ohnfehlbar bald erster Minister, oder französischer Großvezier seyn würde. Böhmer wußte aber damals nicht, daß er durch unedles Betragen, und sein ungezäumtes Geschwätz eben zu der Zeit in der größten Ungnade der Königinn lebte.

Nun versichert Madame la Motte, der Kardinal Rohan werde selbst zu Böhmern kommen, verbietet ihm aber ausdrücklich ihren Namen nicht zu nennen, und warnt ihn zugleich, wegen der Zahlung wohl auf seiner Hut zu seyn. Dieses geschah den 21. Jänner 1785.

Tags darauf erscheint er wirklich in seinem Hause von einem Kammerdiener begleitet; verlangt den Halsband zu sehen, und verspricht ihm den baldigen Verkauf.

Fünf Tage nach diesem ersten Besuche, läßt er Böhmer rufen, und fragt ihn, ob er den Halsband auf gewisse Zahlungstermine verkaufen wolle?

Böhmer war zu der Zeit dem Marquis St. James 800,000 Livres schuldig; der Kardinal verspricht diese zu übernehmen, und James zu befriedigen. Und bietet 1,600,000 für den Geschmuck.

Böhmer schließt mit ihm den Kauf.

Der Kardinal sagt, daß er den Halsband nach Versaille schicke, ohne jedoch damals die Königinn zu nennen.

Am folgenden Tage läßt er ihm sagen, der Kontract sey acceptirt.

NB. Man erinnere sich hier, daß dieses vollkommen mit dem übereinstimme, was ich schon gesagt habe; daß nämlich indessen die la Motte die falsche Unterschrift der Königinn besorget habe.

Nun kömmt der Kardinal selbst sogleich zu Böhmer, und bringt den halbbrüchig geschriebenen Kontract mit, der bey jeden Artikel am

Rande

Rande mit dem Worte approuvé, von der Königinn Handschrift gezeichnet, und unterschrieben war

Maria Antoinette de France.

Hierauf sagt der Kardinal: die Königinn wolle absolute nicht, daß es jemand wissen, noch ihre Unterschrift sehen solle. Böhmer könne also diesen Kontract nicht in seinen Händen behalten. Er wolle ihn aber in seiner Gegenwart versiegeln, und oben darauf schreiben, daß in etwanigen Todesfalle dieses Papier ihm — Böhmer & Compagnie — versiegelt behändigt werde. Böhmer bewilligt alles, um den Kauf zu schließen, worauf der Kardinal ihm deutlich sagt:

„Nun mein Freund! vertraue ich ihnen,
„daß die Königinn unter meinen
„Namen die eigentliche Käuferinn ist.
„Dieß geschahe den 21. Februar."

Die Königinn hatte indessen ihr Kindbett gehalten. Da sie aber ihren ersten Vorgang in

voller

voller Pracht hielt, fuhr Böhmer nach Versaille. Stutzte aber sehr, da er den Halsband nicht unter ihrem Geschmucke fand. Er sagte dieses dem Kardinal, der ihn hiemit befriedigte: die Königinn habe Ursachen, warum sie dem Könige noch gar nichts von diesem Kaufe gesagt habe. Wobey er ihn versicherte, daß er im vertrautesten Umgange mit der Monarchin lebe, die nur im äußern Scheine gleichgiltig mit ihm aus erheblichen Ursachen verfahre. Böhmer glaubte, und wurde betrogen. Der Kardinal glaubte selbst auch, was er sagte, und war gleichfalls der Betrogene.

An eben den Tage kaufte der Kardinal für 18000 Livres Kleinigkeiten von Böhmer, ohne sie zu bezahlen.

Die la Motte hat aber den Böhmer versichert, daß er diesen Geschmuck dem Cagliostro gegeben habe.

Hierauf reisete Prinz Rohan nach Strasburg.

Böhmer bestätigt übrigens alles, was ich bereits gesagt habe; daß nämlich der König selbst lange zuvor den Halsband 4 Monathe in seinen Händen hatte; und ihm zurückgab.

Dieses ist aber merkwürdig:

Daß der Kardinal dem Böhmer befahl, er solle sich bey der Königinn bedanken, daß sie den Halsband gekauft habe.

Sicheres Merkmal, daß er der Betrogene war, und ihm nicht für sich behalten, sondern ihn wirklich in der Monarchinn Händen glaubte.

Böhmer war nachläßig; und die letzte Zeit der Schwangerschaft auch das Kindbette waren Hindernisse zur Audienz.

Ende Juni läßt ihn die Königinn rufen, und giebt ihm den Auftrag, von den Haaren ihrer 3 Kinder einen Ring zu verfertigen. Böh-

mer

mer spricht aber dabey kein Wort vom Halsbande aus Blödsinn, weil er ein sehr furchtsamer Mann ist, besonders, weil eben damals schon der erste bestimmte Zahlungstermin von 400,000 Livres herannahete;

Ende Juli war dieser verfallen; Böhmer geht zum Kardinal. Dieser bittet um Verlängerung des Termins bis zum October; weil die Königinn so eben kein Geld hätte. Böhmer bewilligt, und ist zufrieden. Zugleich aber trägt ihm der Kardinal die größte Verschwiegenheit auf, die Königinn nie zu nennen: und zu sagen; er habe den Halsband an die Sultanin Favorite in Konstantinopel verkauft.

Er zahlt ihm aber 30000 Livres für die Interessen des ersten Quartals, welches in Contract nicht bedüngen war.

NB. Dieses macht in meinen Augen den Kardinal verdächtig. Aber Gott weiß, was Ihm die la Motte glauben gemacht hatte. Und diese 30000 Livres

wa

waren schon Gelder von verhandelten Steinen aus dem Halsbande.

Im October schreibt der Minister Baron Breteuil an Böhmer, und befiehlt ihm, sogleich zu ihm nach Versaille zu kommen. Böhmer eilt zum Kardinal, der ihm ausdrücklich befiehlt, er solle dem Minister kein Wort vom Halsbande sagen, und wenn er ihn befragt, antworten, er habe ihn an die Prinzessin von Asturien in Portugal verkauft.

Wirklich aber hätte Böhmer ihn dahin für baar Geld verkaufen können; die betrügerische la Motte hatte ihn aber überredet, er solle ihn lieber der Königinn ohne Zahlung creditiren, und hiedurch sein und des Kardinals Glück versichern.

Nun fährt Böhmer zum Baron Breteuil.

Dieser sagt — — Die Königinn habe mir ernsthaft aufgetragen, Sie, mein Herr! zu befragen, was Sie mit ihrem Billet sagen wollen,

wor-

worinnen Sie sich für die Gnade bedanken, daß Sie ihren Geschmuck gekauft habe.

Böhmer vom Kardinal vorbereitet giebt zur Antwort:

Es sey nicht der Halsband, sondern eine Kleinigkeit von 40000 Livres.

Breteuil steht verwundert da, und wiederholt ironisch:

So ist es nur eine Kleinigkeit?

Hier muß ich nun, ehe ich in dieser Erzählung weiter gehe, vorläufig anmerken.

Der Kardinal ließ im Juli den Böhmer rufen, und befahl ihm, sogleich an die Königinn zu schreiben, und sich bey ihr zu bedanken, daß sie den Halsband gekauft habe. Er selbst dictirte ihm den Brief, und befahl ihm, daß er ihn selbst in der Königinn Hände geben sollte.

Vermuthlich hatte er schon Wind zum Verdacht gespielter Ränke, und wollte sicher seyn. Auch dieses erweiset, daß er selbst nie den Böhmer betrügen wollte, und eigentlich der Hintergangene war.

Nun fährt Böhmer zur Königinn nach Versaille, und erhält Audienz. Bey dem Eintritte gibt Sie ihm eine neue Commission, zu Verfertigung eines Geschmucks für den neugebornen Prinzen den Herzog von Angouleme. In dem Augenblicke läßt sich der Minister Graf von Calone melden. — — Die Königinn läßt Böhmer stehen, sagt, Sie würde ihn rufen lassen, befiehlt die Beschleinigung der Arbeit. Er hat keine Zeit von dem Halsbande zu sprechen, gibt Ihr aber das bey dem Cardinal geschriebene Dankmemoire in die Hand, und geht ab.

Ohnfehlbar muß die Monarchinn bey Durchlesung desselben erstaunt seyn, und hat sogleich den Minister Baron Breteuil den Auftrag gegeben, den Böhmer kommen zu lassen, und eine so wichtige Sache genau zu untersuchen.

Da nun Böhmer auf Befragung nichts vom Halsbande erwähnt und nur von Kleinigkeiten sprach, so wurde er selbst verdächtig.

Freylich hätte Breteuil einen Mittelweg finden können: Sein unversöhnlicher Haß gegen den Kardinal fand aber hier offenes Feld zur Rache. Als Minister hatte er alle Gewalt Ihn zu stürzen in Händen; und sein Anschlag war wirklich, Ihn in die Hände des Scharfrichters zu bringen.

Indessen hatte er schon unter der Hand alles entdeckt, die Proben waren da, daß der Kardinal gesagt habe, Er habe den Halsband für die Königinn gekauft. Breteuil wußte von der Königinn selbst, daß Sie nie an diesen Kauf gedacht habe, und schändlich in einer so infamen Sache compromittirt wurde. Er hatte also schon seinen Entwurf gemacht. Böhmer zitterte indessen, weil ihn jedermann versicherte er sey vom Kardinal betrogen worden. In dieser Unruhe schickt er seinen Associe den Herrn

Berange früh um 6 Uhr zu ihm, und läßt ihn wecken, weil er in höchst wichtigen Sachen mit ihm zu sprechen habe.

Der Kardinal erscheint — und sagt: — — Böhmer, sie bringen keine gute Bothschaft, denn ihre unruhige Stellung entdeckt mir nichs gutes. — — Böhmer antwortete: — — Euer Eminenz! nur um eine Gnade bitte ich; — — und ich habe Ursache darum zu bitten — —

So reden sie, sie sollen die Wahrheit hören.

So sagen Sie mir, gnädiger Herr! Sind Sie sicher, daß die Königinn den Halsband in ihre eigene Hände empfangen hat, oder haben Sie etwann eine dritte Person dazu gebraucht? — —

Der Kardinal erschrickt, tritt zurück, lehnt den bestürzten Kopf in die Hand, und stützt den Ellenbogen auf den Camin. Nach einer

Pause

Pause hebt er die Hand zum Himmel, und sagt, und schwört: — —

„Diese Priesterhand verdorre, wenn Sie
„nicht den Halsband selbst in die
„Hand der Königinn gegeben hat.

Da nun Berange dieses auf ausdrücklichen Befehl des Baron Breteuil in seinem Inquisitionsverhöre gesagt, und beschworen hat; die Königinn hingegen in einem solemnen Act erklärte:

„Daß Sie weder den Kardinal, noch den
„Halsband gesehen habe:

So war eben dieses der Stof, woraus der Minister Breteuil die Ursach schöpfte, den Kardinal öffentlich eines Verbrechens der beleidigten Majestät zu beschuldigen; Ihn auch deßwegen in die Bastille einsperen zu lassen, Ihn criminaliter zu behandeln, und seiner als Kardinal Ihm gebührenden geistlichen Rechte

zu berauben, die er vergebens als Erzbischof von Straßburg, und Kardinal reclamirte, in welcher Gestalt er allein von Pabste inquirirt, auch gerichtet werden konnte.

Nun weiter zur Sache laut Böhmers mir behändigten Manuscripte. — — Nach der obbemeldten Unterredung mit dem Baron Breteuil in dessen Augen er Rache und Wuth funkeln sahe, gieng er zum Kardinal, und stattete Bericht ab. Dieser war zufrieden, und sagte: Es ist schon gut. — — Genug, die Königinn hat ihre Danksagung in Händen. Sie schweigt seit 6 Tagen, und Breteuil muß nichts vom Geheimniße wissen. So machte sich der einfältige Mann falsche Illusionen, und ließ sich noch immer von der la Motte und vom Cagliostro einschläfern.

Böhmer fuhr auf sein Landgut, und war auch ruhig. Indessen aber wachte, und arbeitete Breteuil am Verderben des Kardinals.

Nach

Nach 6 Tagen erhält er Befehl, sogleich zur Königinn nach Versaille zu kommen. Er war krank, und entschuldigte sich. Gleich folgt der Befehl, auch krank solle er kommen. Gleich ist er gehorsam, und kömmt nach Paris. Hier erfährt er schon mit Schrecken, daß der Kardinal am 15 August, eben da er in Pontificalibus das Hochamt halten wollte, in die Bastille geführt worden sey.

Er fand zugleich eine Ordre vom Minister Baron Breteuil, daß er am folgenden Morgen bey ihm in Versaille erscheinen solle. Böhmer und Berange, sein Compagnon, fahren hin. Breteuil sagt im Ministerialton:

„Nun hab ich den Kardinal, den schlechten Kerl auf Befehl des Königs
„in die Bastille führen lassen: und
„habe der flüchtigen la Motte nachsetzen lassen.

Diese la Motte war 4 Tage zuvor von Paris weggereiset, wo sie bereits 3 Tage in

des

des Kardinals Pallaste versteckt lebte, und von Ihm selbst heimlich fortgeschickt wurde.

„ Dieses erweckt für den Kardinal selbst
„ Ursache zum Verdacht, daß er mit
„ ihr verstanden war, und sich von
„ ihr sogar zur Mittheilung der
„ Schandthat habe verleiten lassen.

Nun legte ihnen Baron Breteuil alle Worte in den Mund, die sie beyde in der Inquisition sagen sollten; mit dem merkwürdigen Bedeuten:

„ Meine Herren! Ich weiß, daß ihr un-
„ schuldig seyd! Sprecht, wie ich
„ will, und gut finde, daß ihr spre-
„ chen sollt, was immer den Kardi-
„ nal aggraviren, und verwirren kann,
„ ohne eine andere Person zu nennen.
„ In diesem Falle soll, und muß der
„ Kardinal euch den Halsband be-
„ zahlen.

Sprecht

„Sprecht ihr aber anders, dann wird
„nichts bezahlt. Ihr habt Regreß
„an der la Motte, und schwitzt in
„der Bastille.

Diese Worte hat Böhmer besonders gebeten, daß ich sie der Welt bekannt mache. Man sieht hieraus den damaligen Ministerial-Despotismus. Auch, daß dieser rachgierige Mann nichts anders suchte, als den Kardinal unglücklich zu machen. Das übrige, was bey solcher Lage der Sachen noch zu denken ist, überlasse ich dem Urtheile meiner Leser.

Das Blatt hat sich aber nunmehro gewendet. Breteuil hat bey der grossen Revolution sein Vaterland als ein Bösewicht und verächtlicher Flüchtling verlassen müssen; bey welcher er sich wirklich wie ein wahrer Dummkopf in allen seinen Entwürfen, und Anstalten betragen hat. Kardinal Rohan hingegen tritt mit erhabner Stirne nunmehro in denen Generalstaaten als Mitglied auf. Ob er aber, wie er verlautet, je-

jemals die Revision seines Prozesses fodre, oder veranstalten werde, zweifle ich sehr, weil es besser ist, gewisse Dinge in einiger Vergessenheit zu begraben, und die Welt in Zweifel zu lassen, als vor unpartheischen Richtern zu erweisen, daß er ein Esel war, und sich von einer Hure so schändlich leiten, und betrügen ließe.

An eben dem Tage, da Böhmer mit dem Minister sprach, war er auch zur Königinn bestellt. Er fuhr nach Trianon, uud die Monarchinn führte ihn in Ihr Boudoir, oder Gartenkabinet, wo Sie Ihm befahl, er solle Ihr nunmehro die ganze Geschichte vom Halsbande treu erzählen, um Ihr die Ursache zu entwickeln, warum er sich bey Ihr schriftlich, und zwar so spät wegen des Ankaufes bedankt habe. Ich, sagte Sie mit Lachen: Ich habe niemals ein Halsband gekauft. Sie haben es dem Kardinal verhandelt; sagen Sie mir den ganzen Verlauf der Sache.

Böhmer erzählte alles treuherzig, so viel er wußte.

Nun fodert die Monarchinn alles schriftlich von Ihm. Er fährt nach Hause, und bringt es am folgenden Tage. Bey dem Abschiede sagte ihm aber die Königinn ganz gnädig, da Sie seine Verwirrung bemerkte.

„Mein lieber Böhmer, sie haben nichts
„zu fürchten. Sie sind ein ehrli-
„cher Mann. Ich nehme alles auf
„mich. Und das Halsband soll Ih-
„nen bezahlt werden.

Getröstet geht er nach Hause, verfertigt die begehrte Relation, und bringt sie am folgenden Tage der Königinn nach Trianon. Sie empfängt ihn in eben dem Cabinete. Sie liest alles, und sagt:

„Ich befehle Ihnen, von jetzt an keine
„Gemeinschaft mehr mit dem Kardi-

„nal

„ nal zu haben; oder Ihm etwas zu
„ entdecken, was zwischen mir und
„ ihnen geredet wird.

Sie geht in den Garten, und fodert Ihr Frühstück. Im Hinausgehen begegnet Böhmer dem Könige, der seine Gemahlinn in Garten sucht — — Er findet Sie, bleibt nun einige Augenblicke bey Ihr, ohne zu frühstücken, und sieht im Vorbeygehen dem Böhmer ernsthaft unter die Augen.

Böhmer fährt auf sein Landgut Bossy, und erhält Befehl, alle Briefe und Schriften, die den Kardinal betreffen, dem Minister zu bringen. Er lag krank im Bette, und konnte nicht erscheinen.

Tags darauf kömmt der Minister Breteuil selbst zu ihm nach Bossy, nebst dem Polizeydirector, und versiegelt ihm seine Schriften, und sein Bureau. Trägt ihm auch an, daß er in dieser Lage, wo ihm seine Schuldner drän-

gen

gen konnten, ihm ein königliches Schutz- und Sicherheitsdecret geben wolle. Böhmer nimmt nichts an, und sagt: Wenn ich auch betrogen bin, so bleib ich ein ehrlicher Deutscher, und kann noch ohne Hilfe zahlen. Zeigt ihm auch zugleich noch einen Vorrath Brillanten von 2 Millionen im Werthe. Böhmer beschwerte sich über den Affront bey Versieglung seiner Schriften. — — Man hieß ihn geduldig seyn. Am folgenden Tage kam aber Breteuil und der Polizeydirector selbst nach Bossy zurück, und riß die Siegel wieder los.

Merkwürdig ist dieses hier noch anzubringen: daß der Polizeylieutenant, da er die la Motte arrestirte, viele Diamanten vor ihr auf dem Tische gesehen zu haben bestätigte. Man hat sie aber ihr nicht weggenommen, und Breteuil, welcher sie in der Bastille examinirte, nahm sie ihr auch nicht. Ohnfehlbar geschah dieses, um den Kardinal noch mehr zu kränken, der alles bezahlen mußte. Hingegen um viel wohlfeiler davon gekommen wäre, wenn man der la Motte die Steine weggenommen hätte.

Hier muß ich auch noch etwas besonderes anmerken, daß mir Herr Berange mündlich erzählte.

Die la Motte habe ihm 3 Tage vor der Arrestirung des Kardinals mit Bestürzung gesagt: — O mein Freund, großes Unglück, die Königinn hat den Halsband nie erhalten, und unser lieber Kardinal ist betrogen. — Diese Partikularität weiß ich mit dem übrigen dieser Geschichte nicht zu verbinden; als daß etwan dieses Weib, die mit Berange gleichfalls gebuhlt hatte, ihm aus alter Liebe etwa eine Warnung geben, oder ihm unschuldig scheinen wollte, weil sie eben im Begriffe stand durchzugehen.

Uebrigens glaub ich nunmehr in dieser verworrenen Sache das wahre Licht angesteckt zu haben, bey welchem man alle Zweydeutigkeit und offenbare Lügen in der la Mottischen Vertheidigung sichtbar in die Augen fallen sieht. Das Resultat, oder die klare Auflösung des ganzen Räthsels ist aber diese:

Die Königinn ist vollkommen unschuldig.

Und

Und alle schändliche Schriften, welche zu ihrer Schmach in London und Paris zum Vorschein gekommen sind, werden ihr niemals in der Halsbandgeschichte den mindesten Verdacht aufbürden können. Zeit und Umstände, und ihr Betragen werden ihr die Liebe der Nation zurückbringen, welcher sie durch einige leichtsinnige Fehler verdächtig schien weil man schöne Königinnen in Frankreich gerne nach dem Modegeschmacke beurtheilt, und mit mehr Strenge, als billig scheint, zu richten gewohnt ist.

Ich habe die Sache selbst beurtheilt, wie sie wirklich ist, und nicht, wie sie im überschnellten Urtheile zu seyn schien, ehe man die Rapsodie der la Mottischen Memoire gelesen hatte. Die Königinn hat wirklich nichts von der ganzen Sache gewußt. Und sowohl der Kardinal durch Blindheit, als die la Motte durch frevelhafte Bosheit, haben ein wirkliches Verbrechen beleidigter Majestät begangen; und verdienten die Köpfe zu verlieren. Dieses versichere ich

mei-

meinen Lesern auf Ehre, und mit dem Ruhme der Unpartheylichkeit, und Wahrheitsliebe, ohne Ansehung der Person, welche sich meine Feder bereits in ganz Europa erworben hat. In diesem Falle hab ich das Betragen der Monarchinn genau untersucht; und nachdem ich gründlich von der ganzen Manipulation dieses Hauptspitzbubenstreiches überzeugt bin, so ist es Herzensfreude für mich, wenn ich eine schöne Königinn öffentlich rechtfertigen, und Pflicht, wenn ich aus einer so verwickelten, und durch Vorurtheile verwebten Geschichte die Wahrheit herausarbeiten konnte. Daß ich übrigens auch Könige nicht lobe, die der Schriftsteller Feder durch Wohlthaten lenken können, hab ich bisher mit Ehre und zu meinem eignen Schaden erwiesen. Und die grauen Haare sollen nicht mit Schmeichlervorwürfen besudelt werden. Ich fordre nur den Beyfall scharfsichtiger Leser, und dieser bleibt mir gesichert; das sey mein Lohn.

Der Kardinal saß 9 Monath wegen seiner Unvorsichtigkeit in der Bastille, wo man ihm

gestattete, sich ohngehindert mit seiner geliebten la Motte heimlich zu unterreden, die ihm am Ende doch mit Undank belohnte; und in ihrer herausgegebenen Vertheidigung ihn als Mitschuldigen des Diebstahls anklagt.

Der beschimpfte Prinz Rohan erhielt seine Freyheit, wurde aber von Paris exilirt, und in sein Bisthum verwiesen; auch verurtheilt, dem unglücklichen Böhmer das Halsband mit 1,600000 Livres und alle Prozeßunkosten zu bezahlen; wovon aber die Termine auf 8 Jahre ausgedehnt sind. Stirbt er indessen, so verliert Böhmer alles, weil er auf seine geistliche Einkünfte angewiesen ist. Nach der Revolution im vorigen Jahre ist die Zahlung ausgeblieben, und der ehrliche Böhmer, der ehemals gegen 4 Millionen im Vermögen besaß, ist durch die Vorfälle dieses Halsbandhandels so tief gefallen, daß er nicht nur ohnlängst bankerot machen mußte, sondern noch dazu in die tiefste Melancholie verfallen ist.

Breteuil hat zwar seine Rache gegen den Kardinal gekühlt, er ist aber jetzt selbst von der ganzen Nation verabscheuet, aus seinem Vaterlande, wo er erster Minister war, geflüchtet, und irret ohne Ehre in der Welt herum.

Madame Valois de la Motte wurde öffentlich am Pranger gebrandmarkt, und zum ewigen Gefängniß verurtheilt. Eine Hofkabale beförderte aber bald ihre Flucht. Jetzt schreibt sie in London Lügen, wir d von bösen Menschen allein applaudirt, von ehrlichen Leuten hingegen verachtet. Sie hat aber noch Geld vom Halsbande übrig behalten, leidet keinen Mangel, und das einzige, was sie weniger strafbar macht, ist, daß sie nur einen Kardinal betrogen hat, welcher 400000 Gulden Einkünfte von Kirchengütern genoß, die arme Thoren für solche heilige Gefäße zusammentragen.

Mademoiselle Oliva ist ohngestraft davon gekommen. Sie zeigt den heiligen Pantoffel noch ihren Freunden, welchen der verliebte Kardinal

ihr

ihr im Boudoir zu Trianon in tiefster Ehrfurcht küßte, und treibt ihr altes Handwerk noch mit ziemlich günstigen Erfolge, weil der vorwitzige Franzose die Person noch wirklich schön glaubt, die das Glück genoß, einige Minuten die Rolle der schönsten Königinn in Europa zu spielen, und einen Kardinal in gebeugter Demuth zu ihren Füßen sah; der eine Hure bat, ihn zum ersten Minister in Frankreich zu erheben. Madame du Barry hat lange mit der la Motte geeifert. Sie hat freylich längst der letztern Schicksal verdient. Aber der Franzose ist gutherzig, und hat bereits seine Väter und Freunde vergessen, welche durch verkaufte Lettres de cachet die sie für 50 Louisd'or gerne austheilte, in der Bastille verschmachten sehen. Böhmers prächtiger Halsband, welcher für eine Hofhure, die du Barry, mit so viel Mühe zusammen gesetzt wurde, zirkulirt jetzt in alle Länder, so wie die aufgelößten Theile eines faulenden Körpers, im wirbelnden Kreislaufe herum. Und nach hundert Jahren wird man diese Geschichte, die so viel Lärmen machte, ohnfehlbar unter die Romanen rechnen, welche von einem so aufgeklärten Jahrhundert nicht glaubbar schien.

Der Kardinal Rohan wird aber dann erst als Martyrer heilig gesprochen werden, wenn Zeugniße da sind, daß Madame la Motte, die eben so wie Maria Magdalena lebte, auch so, wie sie, gestorben sey. Oder, wenn ein Jesuit Girard die Wundermale seiner heiligen Cadire bestätigen und ein Liebhaber neuer Kalender-Heiligen, die Kosten für die Seligsprechung bezahlen wird.

Auszug

aus denen Prothokollen

der Bastille,

welcher mit der Nachricht im 51sten Hefte der Schlözerschen Staatsanzeigen vollkommen übereinstimmen.

Es zeigt sich, daß die la Motte vom Jahre 1782 bis 1784 allein vom Betteln und kleinen Intriguen gelebt: daß sie ihre Pension von 1500 Livres, welche sie durch Ränke erschlichen hatte, für eine Kleinigkeit verhandelte.

Da sie aber anfieng die Handschrift der Königinn nachzumachen, und da, wo sie Credit

such-

suchte, der Monarchinn Handbillete vorwies, die sie selbst schrieb, um sich groß zu machen, war der Kardinal schon so weit in ihrem Garne, daß er ihr einmal 60, das andre mal 100000 Livres durch den Baron Planta ausfolgen und behändigen ließ, da la Motte ihm der Königinn Handbillet vorwies, in welchem sie den Kardinal um diesen Vorschuß bat. Die Adressen auf dieser vorgegebenen Korrespondenz waren:

A ma Cousine Valois.

Herr Schlözer anatomirt in seinen Anmerkungen zuerst die Genealogie dieses Weibes, und sagt eben das, was ich davon denke. Nichts ist leichter, als von Priestern, von Kirchenbüchern, und Epitaphien von Wagen-Herolden und eigennützigen Menschen oder guten Freunden, eine Genealogie von 40 Ahnen zusammen zu stoppeln, und sodann im stiftmässigen Adel aufzutreten. Man kann ja sogar bey uns Diplomaten und Ahnen gegen baare Bezahlung kaufen. Wer hiervon das Lächerliche lesen will, der schlage nur den 3ten Band meiner sämmtlichen Schrif-

ten nach, um mit mir über den stiftmäßigen Adel zu lachen.

Ich möchte wohl eine Familie auf Erden kennen, die beweisen könnte, daß nur 3 Mütter aus seinem auf einander folgenden Geschlechte ganz positive ihren Männern treu waren. Und daß kein Pfaf, Hausknecht, oder Cizisbeo seine Reisser in die hochadelige Familie gepfropft habe. Dieses allein zeiget schon das Lächerliche der Geburtsgenealogien. Unsre alte deutsche und französische Familien prahlen mit ihrer Abkunft von denen alten deutschen und fränkischen Ordensrittern. Und wer waren denn diese im eigentlichen Verstande? Adliche Straßenräuber: fanatische Kreuzzüge-Ritter, Pfaffen und Pfaffenknechte vom gelobten Lande. Man kennt die Rechte unsers ehemaligen alten Adels in und neben ihren Raubschlößern, über das dumme wehrlose Volk unter despotischen Scepter. Wie weit aber dieser Despotismus grif, siehet man am deutlichsten in der französischen Geschichte, wo so gar die Hurenkinder der Könige Prinzen von Geblüte wurden: wo der Ehebrecher als Despot

seine Wechselbalge legitimiren, und von allgemeinen Schatze bereichern konnte. Frankreich hätte gewiß nicht 4000 Million Schulden, wenn dieser Mißbrauch nicht bis zum höchst möglichsten Grade der Mißhandlung menschlicher Rechte und Vernunft herangewachsen wäre. Die Huren hießen Maitressen, und ihre Kinder und Verwandten sogen den Mark des Landes aus. Auf diese Art ist das königliche Blut im ganzen Reiche so allgemein vermischt worden, daß gewiß 1/4 der Nation sagen kann: Wir stammen aus königlichem Geblüte, eben so, wie die Comtesse de la Motte aus dem Hause Valois.

Und dennoch erhielt sie allein deswegen, weil sie sich legitimirte, daß sie vielleicht von einer Hure Königs Heinrich abstamme, vom Minister Calonne eine Pension von 1500 Livres. Herrliche Ausspendung der Staatskassa: und lächerliche Gewalt eines Ministers, dessen Willkühr sie überlassen ist. War nicht endlich die geschändete, so tief herab gesunkene Nation gezwungen, die unerträgliche Bürde des Ministerialdespotismus abzuschütteln? Und die sogenannten

ten Prinzen, und Prinzessinnen und Saugeigel der Monarchie in ihr gehöriges anzuweisen. Bald wird sich der Franzose schämen, ein Abkömmling einer Maitresse zu heissen, die den Staat arm machte. Er hat gesehen, wozu der Adel unter einen Despoten nutzt: und da wir Deutsche so gerne dem französischen Modegeschmack nachäffen, so ist zu besorgen, daß unsre heilige römische Reichsdorftirannen und Zwangdespoten, unsre hochadliche für baar Geld erkaufte Ritterdiplomata bald nach ihren innern Werthe erscheinen werden.

Die königliche Cousine Valois de la Motte ist nunmehro in ihrem Vaterlande bekannt, seitdem ihr das Wappen des königlichen Hauses, die 3 Lilien, auf die Schultern gebrannt wurde. Schande ist es aber allezeit für den Kardinal Rohan, daß er sich so lange Zeit von einem solchen Weibe blenden ließ, und nie Gelegenheit suchte, zu untersuchen, ob alle Briefe, die sie ihm von der Königinn Hand brachte, und vorwies, nicht falsch waren. Wer aber einmal mit Blindheit geschlagen ist, der betet von Herzen: — Praestet

fides

fides supplementum sensuum defectui. Und ein Kardinal muß ja nothwendig stärker im Glauben, folglich leichtgläubiger seyn, als ein Mensch ohne Purpur.

Nach der Aussage in der Bastille hat sie den 2ten Februar 1784 der Königinn persönlich ein Memoire übergeben, worin sie um Allmosen als Comtesse Valois bat, sonst, und seitdem hat sie nie mit ihr gesprochen. Im Anfang des Augusts 1784 betrog sie den Kardinal durch die Oliva im Garten zu Trianon. Laut Aussage dieses Mädchens hat sie aber damals die Königinn vorstellend nichts anders gesagt, als

„Hoffen Sie, daß ich alles Vergangene vergessen werde. —

Es muß also die Geschichte im Sommerhause ganz erlogen seyn. Hiedurch war nun der Kardinal ganz geblendet und gefangen. Und von diesem Augenblicke an konnte sie ihn leiten, wohin sie wollte. Gleich darauf erhielt der Kardinal

nal ein Billet von der Königinn, daß er der la Motte 60000 Livres behändigen solle. Bald her- nach wieder ein ähnliches Billet für 100000 Liv. Beydes ließ ihr der Kardinal sogleich durch den Baron Planta bezahlen, und war durch die nach- gemachte Handschrift der Königinn betrogen.

Einmal empfieng sie 5000 Livres von ihm zu Zahlung ihrer Schulden geschenkt. Alles die- ses ist in Actien und mit Confrontation erwiesen, auch eingestanden worden.

Es ist auch erwiesen, daß sie das ganze 1784 Jahr hindurch geborgt, und gebettelt ha- be, auch kümmerlich lebte; sogar daß sie ihre Pension von 1500 Livres für 6000 verkauft und auf ewig cedirte.

Im December war sie schon reich, da sie die 160000 Livres vom Kardinal auf die falsche Handbillete der Königinn erhalten hatte.

Im Jahr 1785 ist ihr erwiesen worden, daß sie schon 700,000 Livres in ihrer Gewalt

hat-

hatte. Im März verkauft sie an den Jouweliers Paris für 36000 Livres Diamanten, an Regnier für 27540. Im Juni abermals für 16000 Livres. Er la Motte reiset nach London und verkauft daselbst für 146,160 Livres Diamanten aus dem Collier, und noch dazu so wohlfeil, daß der Kaufer Diebstahl muthmassete. Sie hielt nunmehr 14 Bediente; strotzte von Edelsteinen. Er hingegen spielte und verschwendete in London. Die Acten erweisen also ohne Widerspruch, daß sie eigentlich die Diebin des Halsbandes war.

Sie giebt auch in der Inquisition vor, der Kardinal habe ihr im Jahr 1782 34000, Anno 1783 63500 und 1784 34000 Livres geschenkt. — Alles dieses läugnete er aber. Dies sagte sie in der Inquisition. Und in ihrem Memoir gesteht sie nur in allen 6240 Livres. Einmal sagte sie gar, sie habe vom Kardinal im Jahr 1782, da sie in der bittersten Noth lebte, schon 230000 Livres geschenkt erhalten. Die Gartengeschichte war ihr Meisterstück, wo der

ge-

getäuschte Kardinal mit der Oliva als verstellte Königinn sprach. Die la Motte hatte aber alles schon so eingerichtet, daß nach dem ersten Worte der falschen Königinn sogleich die Ankunft der Comtesse Artois gemeldet wurde, folglich hatte der entzückte Kardinal nicht Zeit zu untersuchen, noch zu denken. Nach dieser Scene versichert die la Motte in einem falschen Billet von der Königinn, daß sie mit der von der Oliva gespielten Rolle sehr zufrieden sey. Sie giebt ihr anstatt versprochene 15000 Livres nur 4000. Das Mädchen glaubte, und war folglich im Grunde unschuldig, blieb auch ohngestraft. Dieses attestirte der Obriste Planta, der gleichfalls im Garten zugegen war. Auch die Kammerfrau der la Motte, welche die Oliva angekleidet hatte. Retaux de Vilette gesteht es auch als Augenzeuge. Folglich ist diese Scene erwiesen. Und nach vielen Läugnen, sah sie sich endlich gezwungen, alles zu gestehen.

Nach dieser Scene war der Kardinal blind. Die la Motte sein Schutzgott. Sie brauchte

keine Arbeit mehr, sie konnte erndten. Villette gesteht auch, daß er die zwey falsche Briefe im Namen der Königinn geschrieben habe, wodurch sie dem Kardinal 160000 Livres ablockte, die Planta ihr behändigt hat.

Nachdem sie dieses erhascht hatte, brütete sie erst Ende December den Anschlag aus, um auch den Halsband zu erhaschen. Und die Manipulation ist so und nicht anders getrieben worden, wie ich sie aus Böhmers Manuscripten bereits erzählet habe, und noch bestätigen werde. Genug, sie konnte nunmehr mit dem Kardinal, der ihr alles glaubte, auch alles machen.

Den 29ten Januar baten die Jouwelier um Bestimmung der Interessen, die im Kontrakt vergessen waren. La Motte fand, daß sie hiedurch 6 Monath Aufschub gewann, um die Zahlung des ersten Termins zu verlängern, und wies dem Kardinal den 1. Februar einen abermals selbst geschmiedeten Brief von der Königinn, worinnen sie die Interessen accordirt.

Der

Der Kardinal schrieb noch an eben dem Tage an Böhmer.

„Die Königinn hat mir NB. wissen gemacht,
„(nicht gesagt), daß sie die Interessen
„von Ende August laufend nach dem
„ersten Zahlungstermine, nebst dem
„Kapital, bezahlen wolle.

Rohan, Kardinal.

Böhmer hat diesen Brief überall gezeigt.

Es hat ihn auch der Kardinal zum Originalkontract des Halsbandes gelegt, und zu seiner Rechtfertigung dem Könige vorgezeigt, da der Betrug ausbrach. Folglich ist er nicht der Betrüger.

Laut Acten heißt es ferner.

Der Kardinal fährt nach Versaille zur la Motte, nimmt den Halsband mit, und giebt ihn ihr selbst in die Hand. Sie hält Contenance,

und

und sagt: — Die Königinn wartet heute Abend darauf.

Im Augenblick erscheint ein Mensch in königlicher Livree, und bringt der la Motte ein Billet, welches sie selbst geschrieben hatte. Sie liest es ihm vor, und der Inhalt war: — Sie solle den Geschmuck wohl versiegelt dem Bringer dieses übergeben. Dieß geschah; so blieb das Halsband in der Betrügerin Hände. Man hat aber im Prozesse den Menschen nie entdecken können, den sie hiezu gebraucht hatte. — Ich glaube aber, dies Prothokoll ist falsch, und der Geschmuck ist bey der 2ten Gartenscene erhascht worden, da die verstellte Königinn den Kardinal im Boudoir empfieng, wie ich bereits erwähnt habe. So hat mirs Böhmer in seinem Manuscripte erzählt. Hievon ist aber im Processe nichts vorgekommen.

Uebrigens hat sich laut Acten gezeigt, daß Villette vorher ein blutarmer Teufel war, der aber viel mit der la Motte lebte, Ihr geheimer Rath war, und dann den reichen Herrn spielte.

te. Er hat auch einem Juden für 40000 Liver Diamanten verkaufen wollen, der Jude denuncirt ihn als einen verdächtigen Dieb. Vilete wird citirt, und sagt aus, er habe sie von der la Motte erhalten. Abermaliger Beweis, daß sie die Diebin war.

Den 6. August zahlt sie dem Vilette 4000 Liv. um aus Paris zu fliehen . . er wurde aber erhascht, und gestand alles. Sie selbst wollte aus Frankreich nicht fliehen, weil sie deswegen nichts zu fürchten hatte, da der Kardinal in allen Fällen Zahler seyn mußte, der den Contract mit Böhmer geschlossen hatte. Er war also auch in allen Fällen genöthigt zu schweigen, um die Königinn nicht zu compromittiren, und sich selbst wegen seiner Leichtgläubigkeit zum Gelächter zu machen.

Der Querstrich, den sie aus dummer Sicherheit nicht verhütete, war, daß die Geschichte nach Hofe kam. Wäre sie zum Kardinal gegangen, und hätte ihm gesagt — — Herr! Ihr seyd betrogen — alle Briefe der Königin

hab ich gemacht, und der Halsband ist mein, so mußte er den Böhmer zahlen und hatte an der la Motte keinen Regreß. Er wäre noch froh gewesen, daß die ganze Sache in ewiger Verschwiegenheit geblieben wäre.

Nun aber wurde sie ruchtbar. Der Kardinal prostituirt und mußte den Halsband doch bezahlen. Hiedurch verfiel aber die la Motte in die Inquisition, und wurde auch unglücklich, welches sie nie möglich glaubte.

So weit geht der Auszug aus den Actenstücken. Ich habe nur noch anzumerken, daß dieser aus denen Acten der Inquisition gezogene Extract, beynahe gänzlich mit dem übereinstimme, was mir Böhmers Manuscript entdeckte. Ich messe aber diesem mehr Glauben bey, weil er seine 1,600000 Liver gewiß genau forschte, mit dem Kardinal vertraulich sprach, auch bey Hofe Freunde zum Kundschaften hatte. In der Bastille hingegen sind alle Prothocolle verdächtig. Dort mußte Kardinal, la Motte, und alle Zeugen das sagen, was Breteuil damals haben

woll-

wollte, daß man sagen sollte, um den Kardinal unglücklich zu machen.

Wär Breteuil ein ehrlicher Mann gewesen, so würde der Kardinal nicht in die Bastille geführt. Er hätte bezahlt, der Name der Königin wäre nie genannt worden. Und das wäre edler, besser, auch klüger gewesen.

Parlaments-Urtheil in der Halsbandssache und gerichtlicher Ausgang desselben.

Der Gerichtshof erkläret die Genehmigungen und die Unterschrift: Maria Antonia von Frankreich für betrügerisch beygesetzt, und fälschlich der Königin unterschoben; befiehlt die Worte genehmigt, und die Unterschrift durchzustreichen, und auszulöschen, hievon den Verbal Prozeß aufzusetzen, und von dem Gerichtsspruch über be-

besagten Kontrakt Meldung zu thun, befiehlt, daß jener Kontrakt bey den Kriminalakten niedergelegt werden und verbleiben soll. Verurtheilt den Herrn de la Motte zur Fustigation, Brandmarckung, und auf Lebenslang zur Galeere; verurtheilt den Villette zur immerwährenden Verbannung; verurtheilt die Frau de la Motte, mit dem Strick am Halse gepeitscht, auf den beyden Schultern gebrandtmarkt, und auf immer in das Hospital der Salpetriere eingesperrt zu werden; entläßt das Mädchen Oliva vom Gerichte; spricht Cagliostro von der Anklage frey; spricht den Kardinal Rohan von der Beschuldigung frey, befiehlt die Unterdrückung der Denkschrift der Frau de la Motte, weil sie falsche, beleidigende, verläumderische Angaben enthält, befiehlt den Parlamentsschluß anzuschlagen, wo er immer nöthig seyn mag.

Sobald dieser Schluß ausgefertiget war, kehrten der Herr Kardinal, und Cagliostro nach der Bastille zurück. Erst am folgenden Tag wurden sie in Freyheit gesetzt. Der Herr Kardinal begab sich in sein Haus, wo es ihm aber

nur

nur erlaubt war, seine Freunde und Advokaten zu sehen. Die übrigen Beklagten blieben in dem Parlamentsgefängniß. Noch am nämlichen Tag den 1, Junius, sollte das Urtheil an der Frau de la Motte vollzogen werden; sie erhielt aber vermöge eines Hofdekrets einen Aufschub von 6 Monaten, es heißt, man wolle untersuchen, ob sie wirklich von König Heinrich II. und der Frau vom Savigny abstamme.

Indessen erhielt der Herr Baron Breteuil folgenden schriftlichen Befehl von dem König:

Herr Baron von Breteuil!

Da der Herr Siegelbewahrer Mir von dem Parlaments Schluß in der Sache des Halsschmucks Nachricht gegeben hat, wodurch die Dekrete desselben gegen die Beklagten nicht mehr bestehen, so werden sie den Gouverneur der Bastille in meinem Namen befehlen, den Heren Kardinal von Rohan und Cagliostro in Freyheit zu setzen. Nachdem aber der Name der Königin, meiner Gemahlin, in der Sache des

Hals-

Halsschmucks, wobey der Herr Kardinal eines der vorzüglichsten Werkzeuge war, sehr gemißbraucht worden ist, so werden sie sich zu ihm begeben, ihm in Meinen Namen die Niederlegung der Stelle des Großalmosenpflegers von Frankreich, und der damit verbundenen Orden anbefehlen, auch ihm zugleich den einliegenden Brief übergeben, wodurch ich Ihn nach seiner Abtey Chaise-Dieu verweise, wo er, wie ich hofe, nicht viel Gesellschaft sehen, und wohin er sich innerhalb 3 Tagen begeben wird. Dem Cagliostro werden sie sagen lassen, daß er Paris innerhalb 24 Stunden, und Frankreich innerhalb 3 Wochen verlassen soll. Sie können diesen Brief öffentlich bekannt machen.

Diesem zu Folge begab sich der Herr Baron von Breteuil am 2ten Junius Vormittag zu dem Kardinal, eröfnete ihm seinen Auftrag, und übergab ihm den Lettre de Cachet. Der Herr Kardinal schrieb die Niederlegung seiner Würden sogleich, lößte seine Ordenszeichen vom Kleide, und übergab sie dem Minister.

Am 5ten Junius um 10 Uhr Morgens reiste er wirklich mit etwa 11 Personen seines Gefolges nach Chaise • Dieu in dem Gebürge von Auvergne ab.

An eben dem Tage gieng auch Cagliostro aus Paris ab, und hält sich indessen zu Passy auf.

Es heißt, er werde seinen Weg nach England nehmen. So weit der Amtsbericht.

Die Dlle. Oliva ist von ihrem Advokaten an einem bisher noch unbekannten Ort in Sicherheit gebracht worden. Ich habe sie aber in St. Germain gesprochen.

Die Würde des Groß • Almosenpflegers sammt dem heil. Geistorden erhielt der Bischof von Metz, aus dem Hause Laval • Montmorenci.

Von dem weitern Schicksal des Herrn Villette weiß man noch nichts zuverläßiges.

Madame la Motte hat im vorigen Jahre ihre sogenannte Memoire oder Rechtfertigung

in

in London drucken lassen, wo sie sich aufhält. Wer aber die Wahrheit in diesen Blättern gelesen hat, der sieht die Betrügerin in jeder Silbe hervorblicken, und verwirft dergleichen Schmähschrift mit Verachtung.

Der Kardinal hat sich aber durch eine auch in Wien deutsch übersetzte Denkschrift vollkommen gereinigt. Diese Schutzschrift ist fast durchaus wahr, und bestättigt alles, was in dieser meiner Auflösung des ganzen Räthsels vorgetragen wird.

Seit der französischen Revolution sitzt er als Mitglied in denen versammelten Generalstaaten mit Ehre in Paris. Cagliostro hingegen logirt gegenwärtig auf der Engelsburg im heiligen Inquisitionsgericht in Rom, wo er nunmehro nach Belieben auf seiner Degenspitze in den Himmel steigen kann, und vermuthlich da bleiben wird.

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

500.–
12.9.83

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Trenck, Friedrich, Freiherr von der, 1727-1794

Sämmtliche Schriften

Bd.: 9. (1791). - 344 S.

Strasburg 1791

Opp. 654 w-9
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10605267-2
VD18 80033164-001